

vortreten, obwohl sie sich gleichfalls präzise erfassen lassen. Anders gesagt, die erste Aufgabe besteht in der Unterscheidung verschiedener Ereignisarten. Danach gilt es, die tatsächlich erfolgten Veränderungen zu bestimmen, das System, bei dem bestimmte Variablen konstant geblieben sind, während andere sich verändert haben. Wir müssen die große Mythologie der Veränderung, der Entwicklung, des Perpetuum mobile ersetzen durch eine ernsthafte Beschreibung der Ereignisarten und der Transformationsysteme; wir müssen Reihen und Reihen von Reihen aufstellen. Und was ist eine Tafel anderes als eine Reihe von Reihen? Offensichtlich ist das kein Kino.

– *Man hat Ihre Arbeiten oft in eine Reihe mit den Forschungen eines Claude Lévi-Strauss und eines Jacques Lacan gestellt und all diese Arbeiten unter dem Etikett des »Strukturalismus« zusammengefasst. Inwieweit akzeptieren Sie diese Zuordnung. Gibt es wirklich Übereinstimmungen zwischen Ihren Arbeiten?*

– Eigentlich sollten die Leute, die all diese verschiedenen Arbeiten unter dem Etikett des »Strukturalismus« zusammenfassen, uns erklären, worin denn die Übereinstimmung besteht. Sie kennen sicher die Rätselfrage: Was ist der Unterschied zwischen Bernard Shaw und Charlie Chaplin? Es gibt keinen, denn beide haben einen Vollbart, mit Ausnahme von Chaplin natürlich.

– *In Les Mots et les Choses sprechen Sie vom »Tod des Menschen«. Das hat heftige Reaktionen und zahllose Kontroversen unter unseren Humanisten ausgelöst. Was halten Sie davon?*

– Man braucht sich nicht sonderlich über das Ende des Menschen aufzuregen; das ist nur ein Sonderfall oder, wenn Sie so wollen, eine der sichtbaren Formen eines weitaus allgemeineren Sterbens. Damit meine ich nicht den Tod Gottes, sondern den Tod des Subjekts, des Subjekts als Ursprung und Grundlage des Wissens der Freiheit, der Sprache und der Geschichte.

Man kann sagen, die ganze abendländische Zivilisation war auf dem Subjekt aufgebaut, und die Philosophen haben dies nur konstatiert, als sie alles Denken und jegliche Wahrheit auf das Bewusstsein, das Ich, das Subjekt bezogen. In dem Erdbeben, das

uns heute erschüttert, müssen wir vielleicht die Geburt einer Welt erblicken, in der man wissen wird, dass das Subjekt nicht eins ist, sondern zerrissen; nicht souverän, sondern abhängig; nicht absoluter Ursprung, sondern stets wandelbare Funktion.

*Übersetzt von Michael Bischoff*

## 69

## Was ist ein Autor? (Vortrag)

«Qu'est-ce qu'un auteur?», *Bulletin de la Société française de philosophie*, 63. Jahrgang Nr. 3, Juli-September 1969, S. 73-104. (Société française de philosophie, 22. Februar 1969; Debatte mit M. de Gandillac, L. Goldmann, J. Lacan, J. d'Ormesson, J. Ullmo, J. Wahl)

1970 trug Michel Foucault an der Universität Buffalo (Bundesstaat New York) eine veränderte Version dieses Vortrags vor, die 1979 in den Vereinigten Staaten veröffentlicht wurde (vgl. *infra* Nr. 258). Die Texte in Klammern waren in dem von Foucault in Buffalo vorgetragenen Text nicht enthalten. Die Veränderungen, die er hinzugefügt hatte, sind durch eine Anmerkung gekennzeichnet. Michel Foucault autorisierte sowohl den Wiederabdruck der einen wie der anderen Fassung, die des *Bulletin de la Société française de philosophie* in der Psychoanalysezeitschrift *littoral* (Nr. 9, Juni 1983) und die der *Textual Strategies in The Foucault Reader* (hg. von P. Rabinow, New York 1984).

*Michel Foucault, Professor am Centre Universitaire Expérimental in Vincennes, erlaubt sich, vor den Mitgliedern der Société française de philosophie folgende Themen auszuführen:*

«Was liegt daran wer spricht?» In dieser Gleichgültigkeit zeigt sich das vielleicht grundlegendste ethische Prinzip zeitgenössischen Schreibens. Die Auslöschung des Autors ist für die Literaturkritik seitdem zu einem gängigen Thema geworden. Das Wesentliche besteht indes nicht darin, ein weiteres Mal sein Verschwinden zu konstatieren; es gilt vielmehr, als – zugleich gleichgültige und zwingende – Leerstelle die Orte ausfindig zu machen, an denen seine Funktion ausgeübt wird.

1. Der Name des Autors: die Unmöglichkeit, ihn wie eine begriffliche Definition zu behandeln; aber ebenso die Unmöglichkeit, ihn wie einen gewöhnlichen Eigennamen zu behandeln.

2. Das Aneignungsverhältnis: der Autor ist genaugenommen weder der Eigentümer seiner Texte noch der für sie Verantwortliche; er ist weder ihr Produzent noch ihr Erfinder. Wie ist der *speech act* beschaffen, der zu sagen gestattet, dass ein Werk vorliegt?

3. Das Verhältnis der Zuschreibung. Der Autor ist zweifellos derjenige, dem man das zuschreiben kann, was gesagt oder geschrieben wurde. Die Zuschreibung jedoch – selbst wenn es sich um einen bekannten Autor handelt – ist das Ergebnis komplexer und selten begründeter Verfahren der Literaturkritik. Die Unsicherheiten des *Opus*.

4. Die Position des Autors. Die Position des Autors im Buch (Verwendung von Einschüben; Funktion von Vorworten; sein trügerisches Erscheinen als Schreiber, als Vortragender, als Vertrauter, als Memoirenschreiber). Die Position des Autors in verschiedenen Diskurstypen (zum Beispiel im philosophischen Diskurs). Die Position des Autors in einem diskursiven Feld (Wer ist der Begründer einer Disziplin? Was kann die »Rückkehr zu...« als entscheidendes Moment der Transformation eines Diskursfeldes bedeuten?).

### Sitzungsbericht

*Die Sitzung wird um 16 Uhr 45 im Collège de France, Saal 6 unter dem Vorsitz von Jean Wahl eröffnet.*

*Jean Wahl:* Wir haben das Vergnügen, heute Michel Foucault bei uns zu haben. Wir waren etwas ungeduldig, bis er kam, und etwas beunruhigt über seine Verspätung, aber er ist da. Ich stelle ihn Ihnen nicht vor, es ist der »echte« Michel Foucault, der von *Les Mots et les Choses*, der der Dissertation über den Wahnsinn. Ich erteile ihm sofort das Wort.

*Michel Foucault:* Ich glaube – ohne indes ganz sicher zu sein –, dass es Tradition ist, dieser Gesellschaft für Philosophie das Ergebnis bereits abgeschlossener Arbeiten vorzulegen, um sie Ihrer Prüfung und Kritik zu unterbreiten. Unglücklicherweise ist das,

was ich Ihnen heute vorlege, viel zu unbedeutend, so fürchte ich, um Ihre Aufmerksamkeit zu verdienen: es handelt sich um ein Projekt, das ich Ihnen vorlegen möchte. Es ist der Versuch einer Analyse, deren große Linien ich selbst noch kaum überblicke. Es schien mir jedoch, dass ich, wenn ich versuchte, diese Linien vor Ihnen nachzuzeichnen, und sie bäte, sie zu beurteilen und zu berichtigen, als »guter Neurotiker« dann auf der Suche nach einem doppelten Vorteil wäre: zunächst dem, die Ergebnisse einer noch nicht vorliegenden Arbeit vor der Strenge Ihrer Einwände zu bewahren, und dem, ihr im Augenblick Ihrer Entstehung nicht nur Ihre Patenschaft, sondern auch Ihre Anregungen zukommen zu lassen.

Und ich möchte Sie noch um etwas anderes bitten; tragen Sie es mir nicht nach, dass ich, wenn Sie mir gleich Ihre Fragen stellen werden, noch immer und vor allem hier die Abwesenheit einer Stimme spüre, die mir bislang unverzichtbar war. Sie werden sicher verstehen, dass es immer noch kein anderer als mein erster Lehrer<sup>1</sup> ist, auf den ich unerschütterlich zu hören versuche. Schließlich habe ich über mein erstes Arbeitsvorhaben zuerst mit ihm gesprochen; gewiss hätte ich auch für diesen Entwurf seiner Unterstützung und, in meiner Unsicherheit, seiner weiteren Hilfe bedurft. Aher da schließlich die Abwesenheit der eigentliche Anlass der Rede [»discours«] ist, so gestatten Sie mir bitte, dass ich mich heute abend vor allem an ihn wende.

Das Thema, das ich vorgeschlagen habe: »Was ist ein Autor?« muss ich vor Ihnen natürlich ein wenig begründen.

Wenn ich mich entschieden habe, diese etwas sonderbare Frage zu behandeln, so zunächst darum, weil ich einiges von dem kritisieren wollte, was mir bei anderer Gelegenheit zu schreiben unterlaufen ist. Und ich wollte auf eine Reihe von Unbesonnenheiten zurückkommen, die ich dabei begangen habe. In *Les Mots et les Choses* hatte ich versucht, Wortmengen zu untersuchen, gewissermaßen Diskursschichten, die nicht nach den üblichen Einheiten von Buch, Werk und Autor gegliedert waren. Ich sprach ganz allgemein von der »Naturgeschichte« oder der »Analyse der Reichtümer« oder von der »Politischen Ökonomie«, aber nicht von Werken oder von Schriftstellern. Allerdings habe ich durch

<sup>1</sup> Jean Hyppolite.

den gesamten Text hindurch naiv, das heißt unüberlegt, Autornamen verwendet. Ich habe von Buffon, Cuvier, Ricardo, usw. gesprochen und habe diese Namen in einer sehr misslichen Mehrdeutigkeit verwendet. Deshalb konnten berechtigterweise zwei Arten von Einwänden vorgebracht werden und wurden in der Tat auch vorgebracht. Auf der einen Seite sagte man mir: Sie beschreiben weder Buffon noch sein Gesamtwerk so, wie es sich gehört, und was Sie über Marx sagen, ist angesichts des Marx'schen Denkens lächerlich unzureichend. Diese Einwände waren offensichtlich begründet, aber ich glaube nicht, dass sie ganz zutreffend waren in Bezug auf das, was ich gemacht hatte. Denn mein Problem war nicht, Buffon oder Marx zu beschreiben oder zu rekonstruieren, was sie gesagt hatten oder hatten sagen wollen: Ich versuchte einfach, die Regeln zu finden, mit denen sie eine bestimmten Anzahl von Begriffen oder Theoremen gebildet hatten, denen man in ihren Texten begegnen kann. Man brachte noch einen anderen Einwand vor: Sie bilden entsetzliche Familien, Sie bringen so offensichtlich gegensätzliche Namen wie Buffon und Linné zusammen, Sie stellen Cuvier neben Darwin, und dies gegen alle sichtbaren Verwandtschaften und natürlichen Ähnlichkeiten. Auch hier würde ich sagen, dass der Einwand mir nicht ganz zuzutreffen scheint, denn ich habe nie versucht, einen Stammbaum von Geistesverwandtschaften zu erstellen, ich habe keine intellektuelle Daguerreotypie des Gelehrten oder Naturforschers im 17. und 18. Jahrhundert anfertigen wollen. Ich habe keine Familie bilden wollen, weder eine heilige noch eine perverse, ich habe einfach – was sehr viel bescheidener war – nach den Funktionsbedingungen spezifischer diskursiver Praktiken gesucht.

Warum haben Sie dann, werden Sie mich fragen, in *Les Mots et les Choses* Autornamen verwendet? Man hätte sie entweder gar nicht verwenden oder aber die Art und Weise definieren sollen, in der Sie sich ihrer bedienen. Dieser Einwand ist, so glaube ich, völlig gerechtfertigt: Ich habe versucht, seine Implikationen und Konsequenzen in einem Text abzuwägen, der bald erscheinen wird.<sup>2</sup> Ich versuche dort, den großen diskursiven Einheiten wie denen, die man als Naturgeschichte oder als Politische Ökonomie

2 [Foucault verweist hier wohl auf *L'archéologie du Savoir* [dt. *Die Archäologie des Wissens*], die am 13. März 1969 erschien.]

bezeichnet, einen Status zu geben. Ich habe mich gefragt, mit welchen Methoden, welchen Instrumenten man sie ausmachen, gliedern, analysieren und beschreiben kann. Dies ist der erste Teil einer Arbeit, die ich vor einigen Jahren begonnen habe und die jetzt abgeschlossen ist.

Aber es stellt sich eine andere Frage: die nach dem Autor – und darüber möchte ich jetzt zu Ihnen sprechen. Der Begriff Autor bildet den Angelpunkt der Individualisation in der Ideengeschichte, der Geistes- und Literaturgeschichte, ebenso in der Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte. Selbst wenn man heute die Geschichte eines Begriffs, einer literarischen Gattung oder eines bestimmten Typus von Philosophie nachzeichnet, glaube ich, betrachtet man diese Einheiten wohl als relativ schwache, sekundäre und überlagerte Einteilungen im Verhältnis zu der primären, festen und grundlegenden Einheit von Autor und Werk.

Zumindest für den Vortrag heute abend möchte ich die historisch-soziologische Analyse der Autorfigur beiseite lassen. Wie der Autor in einer Kultur wie der unseren als Individuum wahrgenommen wurde, welche Regeln man ihm zugewiesen hat, seit wann man beispielsweise daran gegangen ist, die Echtheit von Werken und ihre Zuschreibung zu erforschen, in welche Wertekategorien der Autor eingeordnet wurde, von welchem Zeitpunkt an man begonnen hat, nicht mehr nur das Leben von Helden, sondern von Autoren zu erzählen, wie sich die literaturkritische Grundkategorie »Mensch und Werk« herausgebildet hat, all dies verdiente sicher, untersucht zu werden. Im Moment möchte ich nur das Verhältnis von Text und Autor ins Auge fassen, die Art, in der der Text auf jene Figur verweist, die ihm, zumindest dem Anschein nach, äußerlich ist und ihm vorausgeht.

Die Formulierung des Themas, von dem ich ausgehen möchte, entnehme ich Beckett: »Was liegt daran wer spricht, hat jemand gesagt, was liegt daran wer spricht?« In dieser Gleichgültigkeit muss man wohl eines der grundlegenden ethischen Prinzipien zeitgenössischen Schreibens erkennen. Ich sage »ethisch«, denn diese Gleichgültigkeit kennzeichnet nicht eigentlich die Art, wie man spricht oder schreibt. Sie ist vielmehr eine Art immanenter Regel, die beständig wiederholt, aber nie vollständig angewendet wird, ein Prinzip, das nicht das Schreiben als Ergebnis kennzeichnet, sondern als Praxis dominiert. Diese Regel ist zu bekannt, als

dass es erforderlich wäre, sie lange zu analysieren. Es soll hier genügen, sie durch zwei ihrer großen Themen zu spezifizieren. Zunächst lässt sich sagen, dass das Schreiben sich heute vom Thema des Ausdrucks befreit hat: Es ist nur auf sich selbst bezogen und doch ist es nicht in der Form der Innerlichkeit gefangen: Es fällt mit seiner entfalteten Äußerlichkeit zusammen. Dies bedeutet, dass Schreiben [»écriture«] ein Spiel von Zeichen ist, das sich weniger am bedeuteten Inhalt [»signifié«] als an der Natur des Bedeutenden [»signifiant«] ausrichtet. Dies besagt aber ebenso, dass diese Regelmäßigkeit des Schreibens immer wieder von ihren Grenzen her auf die Probe gestellt wird; es überschreitet immer wieder diese Regeln, die es akzeptiert und mit denen es spielt, und kehrt sie um. Das Schreiben entwickelt sich wie ein Spiel, das zwangsläufig seine Regeln überschreitet und so über sie hinaustritt. Im Schreiben geht es nicht um den Ausdruck oder um die Verherrlichung der Geste des Schreibens, es geht nicht darum, ein Sujet einer Sprache anzuheften, es geht um die Öffnung eines Raumes, in dem das schreibende Subjekt unablässig verschwindet.

Das zweite Thema ist noch vertrauter. Es ist die Verwandtschaft des Schreibens mit dem Tod. Diese Verbindung kehrt ein Jahrtausendaltes Thema um. Die Erzählung oder das Epos der Griechen waren dazu bestimmt, die Unsterblichkeit des Helden weiterzutragen, und wenn der Held es auf sich nahm, jung zu sterben, so geschah dies, damit sein somit geweihtes und durch den Tod erhöhtes Leben in die Unsterblichkeit eingehen konnte. Die Erzählung wog den in Kauf genommenen Tod auf. Auf andere Weise hatte auch die arabische Erzählung – ich denke an *Tausendundeine Nacht* – den Wunsch, nicht zu sterben, zum Anlass und Vorwand: man sprach, man erzählte bis zum Morgen grauen, um dem Tod auszuweichen, um die Frist hinauszuschieben, die dem Erzähler den Mund schließen sollte. Die Erzählungen Scheherazades sind die hartnäckige Kehrseite des Mordes, sind die nächtelange Bemühung, den Tod aus dem Bezirk des Lebens fernzuhalten. Dieses Thema des Erzählens oder des Schreibens, das dazu bestimmt ist, den Tod zu bannen, hat in unserer Kultur eine Metamorphose erfahren. Das Schreiben ist heute an das Opfer gebunden, sogar an das Opfer des Lebens, an das freiwillige Auslöschen, das in den Büchern nicht dargestellt werden soll, da es sich im Leben des Schriftstellers selbst vollzieht.

Das Werk, das die Aufgabe hatte, unsterblich zu machen, hat das Recht erhalten, zu töten, seinen Autor umzubringen. Denken Sie an Flaubert, Proust, Kafka. Aber es gibt da noch etwas anderes: die Beziehung des Schreibens zum Tod zeigt sich auch im Verblenden der individuellen Züge des schreibenden Subjekts. Durch alle Barrieren, die das schreibende Subjekt zwischen sich und dem, was es schreibt, errichtet, bringt es alle Zeichen seiner individuellen Besonderheit durcheinander. Das Merkmal des Schriftstellers besteht nur noch in der Eigentümlichkeit seiner Abwesenheit. Er muss die Rolle des Toten im Spiel des Schreibens einnehmen. All das ist bekannt; und schon seit geraumer Zeit haben die Literaturwissenschaft und die Philosophie dieses Verschwinden oder diesen Tod des Autors zur Kenntnis genommen.

Ich bin jedoch nicht sicher, ob man auch rigoros alle Konsequenzen aus dieser Feststellung gezogen und ob man überhaupt die ganze Tragweite des Ereignisses erfasst hat. Genauer gesagt, es scheint mir, als ob eine bestimmte Anzahl von Begriffen, die heute an die Stelle der Bevorzugung des Autors treten sollen, in Wirklichkeit das blockieren und umgehen, was eigentlich herausgearbeitet werden sollte. Ich greife nur zwei dieser Begriffe heraus, die nach meiner Überzeugung heute von besonderer Bedeutung sind.

Zunächst den Begriff des Werks. Man sagt ja (und das ist eine weitere sehr vertraute These), dass die Besonderheit der Kritik nicht darin liege, die Beziehungen des Werks zum Autor aufzudecken, noch darin, über die Texte ein Denken oder eine Erfahrung zu rekonstruieren; sie soll vielmehr das Werk in seiner Struktur analysieren, in seiner Architektur, in seiner inneren Form und im Wechselspiel seiner internen Beziehungen. Nun muss man aber gleich die Frage stellen: »Was ist ein Werk? Worin besteht diese merkwürdige Einheit, die man als Werk bezeichnet? Aus welchen Elementen besteht es? Ist ein Werk nicht das, was derjenige geschrieben hat, der der Autor ist?« Man sieht gleich die Schwierigkeiten, die sich ergeben: Wenn jemand kein Autor ist, könnte man dann sagen, dass das, was er geschrieben oder gesagt hat, das, was er in seinen Papieren hinterlassen hat, das, was man von seinen Äußerungen berichten kann, »Werk« genannt werden könnte? Solange Sade kein Autor war, was waren dann aber seine Papiere? Papierrollen, auf denen er während seiner Tage im Gefängnis endlos seine Phantasmen entrollte.

Aber nehmen wir an, dass man es mit einem Autor zu tun hat: ist dann alles, was er geschrieben hat, alles was er hinterlassen hat, Teil seines Werks? Ein zugleich theoretisches und praktisches Problem. Wenn man zum Beispiel daran geht, die Werke Nietzsches zu veröffentlichen, wo soll man haltmachen? Man soll alles veröffentlichen, gewiss, was aber heißt dieses »alles«? Alles, was Nietzsche selbst veröffentlicht hat, einverstanden. Die Entwürfe seiner Werke? Zweifellos. Die geplanten Aphorismen? Ja. Ebenso die Streichungen, die Randbemerkungen in den Notizbüchern? Ja. Aber wenn man in einem Notizbuch voller Aphorismen einen bibliographischen Nachweis, einen Hinweis auf eine Verabredung, eine Adresse oder einen Wäschereizettel findet: Werk oder nicht Werk? Aber warum nicht? Und so weiter ad infinitum. Wie lässt sich aus den Millionen von Spuren, die jemand nach seinem Tod hinterlässt, ein Werk definieren? Die Theorie des Werks existiert nicht, und denen, die naiv daran gehen, Werke herauszugeben, fehlt eine solche Theorie, und ihre empirische Arbeit kommt rasch zum Erliegen. Und man könnte fortfahren: Kann man sagen, dass *Tausendundeine Nacht* ein Werk sind? Und die *Stromata* von Clemens von Alexandrien<sup>3</sup> oder die *Vitae*<sup>4</sup> des Diogenes Laertius? Man sieht, welche Fülle von Fragen sich in Bezug auf den Begriff des Werks stellen. Deshalb ist es nicht ausreichend, zu bekräftigen: Verzichten wir auf den Schriftsteller, verzichten wir auf den Autor und beschäftigen wir uns gleich mit dem Werk als solchem. Das Wort »Werk« und die Einheit, die es bezeichnet, sind wahrscheinlich ebenso problematisch wie die Individualität des Autors.

Ein weiterer Begriff, so glaube ich, verstellt die Einsicht in das Verschwindens des Autors und hält das Denken in gewisser Weise am Rande dieses Verlöschtens fest; auf subtile Weise bewahrt er noch die Existenz des Autors. Es ist der Begriff des Schreibens [»écriture«]. Strenggenommen müsste er nicht nur die Bezugnahme auf den Autor überflüssig machen, sondern seiner neuen Abwesenheit einen Status verleihen. Bei dem Status, den man aktuell der Schrift [»écriture«] zuschreibt, handelt es sich tatsächlich weder um den Gestus des Schreibens noch um die Kennzeichnung (Symptom oder Zeichen) dessen, was jemand hätte sagen wollen;

<sup>3</sup> Clément d'Alexandrie, *Les Stromates*, Stromate I (trad. M. Caster), Paris 1951.

<sup>4</sup> Diogenes Laertius, *De vita et moribus philosophorum*, Lyon 1556.

man bemüht sich mit bemerkenswerter Tiefgründigkeit, die allgemeinen Bedingungen eines jeden Textes zu durchdenken, die Bedingungen sowohl des Raumes, in dem er sich verteilt, und der Zeit, in der er sich entfaltet.

Ich frage mich, ob dieser Begriff, der manchmal auf seinen üblichen Gebrauch reduziert wird, nicht die empirischen Charakterzüge des Autors in eine transzendente Anonymität übersetzt. Es kommt vor, dass man sich damit begnügt, die offensichtlichsten Kennzeichen des empirischen Autors zu verwischen, und spielt dabei, parallel zueinander oder gegeneinander, zwei Arten der Charakterisierung aus: die kritische und die religiöse. Wenn man dem Schreiben [»écriture«] nämlich einen ursprünglichen Status zuweist, so ist dies wohl nur eine Art, einerseits die theologische Behauptung vom geheiligten Charakter der Schrift und andererseits die literaturwissenschaftliche Rede vom schöpferischen Charakter des Schreibens ins Transzendente rückzuübersetzen. Wenn man zugesteht, dass das Schreiben [»écriture«] durch den geschichtlichen Ablauf, der es erst möglich macht, in gewisser Weise dem Vergessen und der Unterdrückung unterworfen ist, heißt das nicht, das religiöse Prinzip des verborgenen Sinns (und die Notwendigkeit, ihn zu interpretieren) und das kritische Prinzip impliziter Bedeutungen, stillschweigender Bestimmungen und dunkler Inhalte (und die Notwendigkeit, zu kommentieren) in transzendentalen Begriffen zu repräsentieren? Wenn man schließlich das Schreiben als Abwesenheit begreift, heißt das dann nicht einfach, in transzendentalen Begriffen das religiöse Prinzip der zugleich unveränderlichen und nie erfüllten Tradition zu wiederholen und das ästhetische Prinzip vom Überdauern des Werks, seines Fortbestands über den Tod hinaus und seiner rätselhaften Überschreitung des Autors zu vertreten?

Ich meine also, dass ein solcher Gebrauch des Begriffs des Schreibens [»écriture«] Gefahr läuft, die Vorrechte des Autors unter dem Schutze des Apriori aufrechtzuerhalten: er lässt im trüben Licht der Neutralisierung das Spiel der Repräsentationen weitergehen, die ein bestimmtes Bild des Autors geformt haben. Das Verschwinden des Autors, das sich seit Mallarmé unaufhörlich ereignet, findet sich einer transzendentalen Verriegelung unterworfen. Gibt es nicht aktuell eine wichtige Trennungslinie zwischen denen, die immer noch glauben, die Brüche des Heute

in der historisch-transzendentalen Tradition des 19. Jahrhunderts denken zu können und denen, die sich davon endgültig zu befreien versuchen?

\*

Es genügt freilich nicht, als leere Aussage zu wiederholen, dass der Autor verschwunden ist. Ebenso wenig reicht es aus, endlos zu wiederholen, dass Gott und der Mensch tot sind, von einem gemeinsamen Tod ereilt wurden. Was man tun müsste, wäre, das Augenmerk auf den durch das Verschwinden des Autors leer gelassenen Raum zu richten, der Verteilung der Lücken und Bruchstellen nachzugehen und die durch dieses Verschwinden freigebliebenen Stellen und Funktionen auszuloten.

Ich möchte Ihnen zunächst in wenigen Worten eine Vorstellung von den Problemen vermitteln, die mit dem Gebrauch des Autornamens verbunden sind. Was ist ein Autorname? Und wie funktioniert er? Ich bin weit davon entfernt, Ihnen eine Lösung bieten zu können, ich möchte nur auf einige der Schwierigkeiten hinweisen, die er aufwirft.

Der Autorname ist ein Eigenname; er stellt dieselben Probleme wie dieser. (Ich beziehe mich hier unter anderem auf die Analysen von Searle.<sup>5</sup>) Es ist offenbar nicht möglich, aus dem Eigennamen einfach eine schlichte Referenz zu machen. Der Eigenname (und ebenso der Autorname) hat nicht nur Bezeichnungsfunktionen. Er ist mehr als ein Anzeigen, eine Geste, mehr als ein Finger, der auf jemanden zeigt; in gewisser Weise ist er gleichbedeutend mit einer Beschreibung. Sagt man »Aristoteles«, dann verwendet man ein Wort, das einer einzelnen Beschreibung oder einer Reihe von bestimmten Beschreibungen entspricht, etwa von der Art: der »Autor der Analytiken«<sup>6</sup> oder der »Begründer der Ontologie« etc. Aber dabei kann man es nicht bewenden lassen; ein Eigenname hat nicht nur einfach eine Bedeutung; wenn man entdeckt, dass Rimbaud nicht *La Chasse spirituelle* geschrieben hat, so kann man doch nicht behaupten, dass dieser Eigenname oder dieser

5 Searle, J. R., *Speech Acts. An Essay in the Philosophy of Language*, Cambridge 1969; [dt. *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay*, Frankfurt am Main 2000.]

6 Aristoteles, *Lehre vom Schluss oder erste Analytik* (übersetzt von Eugen Rolfes), Hamburg 1975; ders., *Lehre vom Beweis oder zweite Analytik* (übersetzt von Eugen Rolfes), Hamburg 1975.

Autorname seine Bedeutung verändert hätte. Der Eigenname und der Autorname liegen zwischen den beiden Polen der Beschreibung und der Bezeichnung; gewiss weisen sie eine bestimmte Verknüpfung mit dem auf, was sie benennen, aber weder ganz im Sinne des Bezeichnens noch ganz im Sinne des Beschreibens: es handelt sich um eine spezifische Verknüpfung. Indes sind – und hier tauchen die eigentlichen Schwierigkeiten des Autornamens auf – die Verknüpfung des Eigennamens mit dem benannten Individuum und die des Autornamens mit dem, was er benennt, nicht isomorph und funktionieren nicht auf dieselbe Weise. Hier einige der Unterschiede.

Wenn ich beispielsweise feststelle, dass Pierre Dupont keine blauen Augen hat oder nicht in Paris geboren ist oder nicht Arzt ist, so bleibt es doch dabei, dass dieser Name, Pierre Dupont, sich immer noch auf dieselbe Person bezieht. Das Bezeichnungsverhältnis hat sich nicht wirklich verändert. Umgekehrt sind die Probleme, die der Autorname aufwirft, sehr viel komplexer: wenn ich entdecke, dass Shakespeare nicht in dem Haus geboren wurde, das man heute als das Shakespearehaus besichtigt, so handelt es sich um eine Modifikation, die das Funktionieren des Autornamens nicht beeinträchtigt; wenn man aber bewiese, dass Shakespeare nicht die *Sonette* geschrieben hat, die man für die seinen hält, dann handelte es sich um eine Veränderung anderer Art: sie zieht das Funktionieren des Autornamens in Mitleidenschaft. Und wenn man bewiese, dass Shakespeare das *Novum Organum*<sup>7</sup> von Bacon geschrieben hätte, einfach weil derselbe Autor die Werke Bacons und Shakespeares geschrieben hätte, so wäre dies ein dritter Typ von Veränderungen, der das Funktionieren des Autornamens vollständig modifizierte. Der Autorname ist also kein Eigenname wie die anderen.

Zahlreiche andere Tatsachen weisen auf die paradoxe Besonderheit des Autornamens hin. Es ist nicht dasselbe, wenn man behauptet, dass Pierre Dupont nicht existiert und wenn man behauptet, dass Homer oder Hermes Trismegistos nicht existierten. Im einen Fall will man sagen, dass niemand den Namen Pierre Dupont trägt, im anderen, dass mehrere unter demselben Namen verwechselt wurden oder dass der wirkliche Autor keinen der

7 Baco de Verulam, F., *Novum Organum Scientiarum*, London 1620.

Züge trägt, die man traditionell mit der Persönlichkeit eines Homers oder Hermes verbindet. Es ist nicht dasselbe, ob ich sage, dass nicht Pierre Dupont, sondern Jacques Durand der wirkliche Name von X ist, oder ob ich sage, dass Stendhal Henri Beyle hieß. Man könnte sich auch Gedanken machen über den Sinn und die Funktion eines Satzes wie »Bourbaki, das ist der und der« und »Victor Eremita, Climacus, Anticlimacus, Frater Taciturnus, Constantin Constantius ist Kierkegaard«.

Diese Unterschiede hängen vielleicht an Folgendem: ein Autorname ist nicht einfach ein Element in einem Diskurs (der Subjekt oder Attribut sein kann, das von einem Pronomen ersetzt werden kann etc.); er besitzt in Bezug auf andere Diskurse eine bestimmte Rolle: er garantiert ihre Einteilung; mit einem solchen Namen kann man eine gewisse Zahl von Texten zusammenfassen, sie abgrenzen und anderen gegenüberstellen. Außerdem bewirkt er ein In-Beziehung-Setzen der Texte untereinander. Hermes Trismegistos gab es nicht, Hippokrates auch nicht – in dem Sinne, in dem man sagen könnte, dass es Balzac gab –, aber dass eine Anzahl von Texten unter dem gleichen Namen rubriziert wurden, weist darauf hin, dass man zwischen ihnen eine Beziehung der Homogenität, der Abhängigkeit, der wechselseitigen Beglaubigung, der gegenseitigen Erklärung oder der gleichzeitigen Verwendung herstellte. Schließlich hat der Autorname die Funktion, eine bestimmte Erscheinungsweise des Diskurses zu charakterisieren: Die Tatsache, dass ein Diskurs einen Autornamen aufweist, die Tatsache, dass man sagen kann »dies wurde von dem und dem geschrieben« oder »der und der ist der Autor« weist darauf hin, dass es sich nicht um ein alltägliches, gleichgültiges Reden handelt, kein Reden, das sich verläuft, dahintreibt, vergeht, kein unmittelbar konsumierbares Reden, es handelt sich vielmehr um eine Rede, die auf eine bestimmte Weise rezipiert werden muss und die in einer gegebenen Kultur einen bestimmten Status erhalten muss.

Man könnte schließlich auf die Idee kommen, dass der Autorname nicht wie der Eigenname vom Inneren eines Diskurses zum realen, äußeren Individuum geht, das ihn hervorgebracht hat, sondern dass er in gewisser Weise an der Grenze der Texte entlangläuft, sie zerteilt, ihren Kanten folgt, dass er ihre Erscheinungsweise anzeigt oder zumindest charakterisiert. Er kennzeichnet eine bestimmte Gesamtheit von Diskursen, und er bezieht sich

auf den Status dieses Diskurses innerhalb einer Gesellschaft und innerhalb einer Kultur. Der Autorname ist nicht im Personenstand der Menschen lokalisiert, nicht in der Fiktion des Werks, sondern in dem Bruch, der eine bestimmte Gruppe von Diskursen und deren singuläre Erscheinungsweise hervorbringt. Folglich könnte man sagen, dass es in einer Zivilisation wie der unseren eine bestimmte Anzahl von Diskursen gibt, die die »Autor«-Funktion aufweisen, während andere sie nicht aufweisen. Ein privater Brief kann einen Unterzeichner haben, aber er hat keinen Autor; ein Vertrag kann einen Bürgen haben, aber er hat keinen Autor. Ein anonymer Text, den man auf der Straße liest, wird von jemandem geschrieben worden sein, hat aber keinen Autor. Die Autor-Funktion ist also charakteristisch für die Existenz-, Zirkulations- und Funktionsweise bestimmter Diskurse innerhalb einer Gesellschaft.

\*

Wir sollten jetzt diese »Autor«-Funktion untersuchen. Wie bestimmt sich in unserer Kultur ein Diskurs, der Träger der Autor-Funktion ist? Worin unterscheidet er sich von anderen Diskursen? Betrachtet man nur den Autor eines Buches oder eines Textes, so kann man ihn, wie ich glaube, an vier verschiedenen Merkmalen erkennen.

Sie sind zunächst Gegenstände der Aneignung. Die Form des Eigentums, auf der sie beruhen, ist von besonderer Art. Sie ist mittlerweile seit geraumer Zeit gesetzlich geregelt. Man muss darauf hinweisen, dass dieses Eigentum historisch erst nach dem auftrat, was man als strafrechtliche Aneignung bezeichnen könnte. Die Texte, die Bücher, die Diskurse bekamen in dem Maße wirkliche Autoren (im Unterschied zu mythischen Personen, großen geheiligten und heiligenden Figuren), in dem der Autor bestraft werden konnte, das heißt in dem Maße, in dem Diskurse Übertretungen sein konnten. Der Diskurs war in unserer Kultur (und zweifellos in vielen anderen) anfangs kein Produkt, keine Sache, kein Gut. Er war wesentlich ein Akt – ein Akt, der im bipolaren Feld des Heiligen und des Profanen, des Erlaubten und des Verbotenen, des Religiösen und des Blasphemischen angesiedelt war. Er war historisch gesehen ein risikobehaftetes Tun, bevor er zu einem Gut im Kreislauf des Eigentums wurde. Und als man eine

Eigentumsordnung für Texte schuf, als man strenge Gesetze erließ über Urheberrechte, über Beziehungen zwischen Autoren und Verlegern, über Reproduktionsrechte etc. – das heißt Ende des 18. Jahrhunderts und Anfang des 19. Jahrhunderts – in diesem Augenblick nahm die Möglichkeit der Übertretung, die dem Akt des Schreibens innewohnte, mehr und mehr den Charakter eines der Literatur inhärenten Gebots an. So als ob der Autor, seitdem er in das unsere Gesellschaft charakterisierende System des Eigentums eingeordnet wurde, den Status, den er so erhielt, dadurch kompensierte, dass er das alte bipolare Feld des Diskurses wiederbetrat, es in systematischer Weise überschritt, die Gefährlichkeit des Schreibens [»écriture«] wiederherstellte, dem man auf der anderen Seite die Vorteile des Eigentums garantierte.

Andererseits wird die Autor-Funktion nicht bei allen Diskursen auf eine universelle und konstante Weise ausgeübt. In unserer Kultur sind es nicht immer dieselben Texte, die eine Zuschreibung gefordert haben. Es gab eine Zeit, in der die Texte, die wir heute »literarisch« nennen (Erzählungen, Geschichten, Epen, Tragödien, Komödien) aufgenommen, verbreitet und bewertet wurden, ohne dass sich die Frage nach ihrem Autor stellte. Ihre Anonymität bedeutete keine Schwierigkeit, ihr wirkliches oder vermutetes Alter genügte als Garantie. Umgekehrt wurden Texte, die wir heute als wissenschaftlich bezeichnen würden, über die Kosmologie und den Himmel, die Medizin und die Krankheiten, die Naturwissenschaften oder die Geographie im Mittelalter nur akzeptiert und besaßen nur dann einen Wahrheitswert, wenn sie den Namen eines Autors trugen. »Hippokrates sagte«, »Plinius erzählte« waren nicht einfach Formeln einer Argumentation unter Berufung auf Autoritäten. Es waren Anzeichen, die Diskurse kennzeichneten, die als bewiesen akzeptiert werden sollten. Zum Chiasmus kam es im 17. oder 18. Jahrhundert; man begann, wissenschaftliche Texte als solche zu akzeptieren, in der Anonymität einer etablierten oder immer wieder neu beweisbaren Wahrheit. Ihre Garantie besteht in der Zugehörigkeit zu einem systematischen Ganzen, nicht im Verweis auf das Individuum, das sie hervorbrachte. Die Autor-Funktion verwischt sich, der Name des Erfinders dient höchstens noch dazu, einem Theorem, einem Satz, einem bemerkenswerten Effekt, einer Eigenschaft, einem Körper, einer Gesamtheit von Elementen, einem Krankheitssyndrom

einen Namen zu geben. Dagegen können »literarische« Diskurse nur noch dann rezipiert werden, wenn sie mit der Autor-Funktion ausgestattet sind. Bei jedem Text der Poesie oder der Fiktion fragt man danach, woher er kommt, wer ihn geschrieben hat, zu welchem Zeitpunkt, unter welchen Umständen oder in welcher Absicht. Die Bedeutung, die man ihm zugesteht, der Status oder der Wert, den man ihm beimisst, hängen davon ab, wie man diese Fragen beantwortet. Und wenn er uns infolge eines Missgeschicks oder des expliziten Willens des Autors anonym erreicht, so besteht das Spiel alsbald darin, den Autor zu suchen. Literarische Anonymität ist uns unerträglich; wir akzeptieren sie nur als Rätsel. Die Autor-Funktion kommt heute in den literarischen Werken voll zum Tragen. (Gewiss müsste man all dies differenzieren: Die Literaturwissenschaft hat seit einiger Zeit damit begonnen, die Werke nach ihrer Gattung oder nach ihrem Typus zu behandeln, nach rekurrenten Elementen, die dort erscheinen, gemäß ihren eigenen Variationen um eine Invariante herum, die nicht mehr der individuelle Schöpfer ist. Ebenso, wenn der Verweis auf einen Namen in der Mathematik kaum mehr ist als eine Art und Weise, Theoreme oder Aussagemengen zu benennen, so spielt in der Biologie und in der Medizin die Angabe des Namens des Autors und des Datums seiner Arbeit eine ganz andere Rolle: es geht nicht einfach um eine Art und Weise, die Quelle anzugeben, sondern darum, einen Hinweis auf die Zuverlässigkeit zu geben, was die zu einem bestimmten Zeitpunkt und in einem bestimmten Labor benutzten Techniken und Untersuchungsobjekte angeht.)

Das dritte Merkmal dieser Autor-Funktion: Sie bildet sich nicht spontan als Zuschreibung eines Diskurses zu einem Individuum. Sie ist das Resultat einer komplexen Operation, die ein bestimmtes vernünftiges Wesen konstruiert, das man als Autor bezeichnet. Zwar versucht man diesem vernünftigen Wesen einen Realitätsstatus zu verleihen: Im Individuum gibt es ein »tiefes« Drängen, eine »schöpferische« Kraft, ein »Projekt«, der Ursprungsort des Schreibens. Tatsächlich jedoch ist das, was man bei einem Individuum als Autor bezeichnet (oder was ein Individuum zum Autoren macht), nur die mehr oder weniger psychologisierende Projektion der Behandlung, die man den Texten angedeihen lässt, der Annäherungen, die man vornimmt, der Merkmale, die man für



wichtig hält, der Kontinuitäten, die man zulässt, oder der Ausschlüsse, die man vornimmt. All diese Operationen variieren je nach Epochen und Diskurstypen. Man konstruiert einen »philosophischen Autor« nicht wie einen »Dichter«; man konstruiert den Autor der Romanliteratur im 18. Jahrhundert nicht so wie heute. Dennoch kann man über verschiedene Epochen hinweg eine gewisse Invarianz in den Regeln der Konstruktion des Autors finden.

Es scheint mir zum Beispiel, dass die Art und Weise, in der die Literaturkritik lange Zeit den Autor bestimmte – oder besser noch die Autor-Form ausgehend von existierenden Texten und Diskursen konstruierte –, ziemlich direkt von der Art und Weise abgeleitet ist, wie die christliche Tradition die Texte legitimierte (oder aber verwarf), über die sie verfügte. Mit anderen Worten, um einen Autor im Werk »wiederzufinden«, benutzt die moderne Kritik Schemata, die denen der christlichen Exegese sehr nahe kommen, wenn diese den Wert eines Textes durch die Heiligkeit des Autors beweisen wollte. In *De viribus illustribus*<sup>8</sup> erklärt der heilige Hieronymus, dass Namensgleichheit nicht ausreichend ist, um auf legitime Weise die Autoren mehrerer Werke gleichzusetzen: verschiedene Individuen konnten den gleichen Namen tragen oder der eine konnte widerrechtlich den Nachnamen des anderen annehmen. Der Name als individuelle Kennzeichnung reicht nicht aus, wenn man sich mit der Texttradition beschäftigt. Wie kann man folglich mehreren Diskursen denselben Autor zuschreiben? Wie lässt sich die Autor-Funktion einsetzen, um herauszufinden, ob man es mit einem oder mehreren Individuen zu tun hat? Der heilige Hieronymus führt vier Kriterien an: Wenn unter mehreren Büchern, die man einem Autor zuschreibt, eines schlechter ist als die anderen, so muss man es aus dem Verzeichnis seiner Werke streichen (der Autor wird somit als ein bestimmtes konstantes Wertniveau definiert); ebenso, wenn bestimmte Texte der Doktrin der anderen Werke widersprechen (der Autor wird somit als ein bestimmtes Feld begrifflicher oder theoretischer Kohärenz definiert); ebenso muss man die Werke ausschließen, die in einem anderen Stil geschrieben sind, mit Worten und Wendungen, die man für gewöhnlich aus der Feder des Schriftstellers nicht kennt

<sup>8</sup> Hieronymus Sanctus, *De viris illustribus liber*, Leipzig 1879.

(dies ist der Autor als stilistische Einheit); schließlich muss man die Texte als untergeschoben betrachten, die sich auf Ereignisse beziehen oder Personen zitieren, die erst nach dem Tod des Autors anzusiedeln sind (dann ist der Autor ein bestimmter historischer Augenblick und ein Schnittpunkt von Ereignissen). Nun definiert die moderne Literaturkritik, selbst wenn sie sich nicht um Legitimierung kümmert (was die Regel ist), den Autor kaum anders: Der Autor ist derjenige, der es möglich macht, sowohl die Präsenz bestimmter Ereignisse in einem Werk wie auch deren Transformation, deren Deformationen, deren verschiedene Modifikationen zu erklären (und dies durch die Biographie des Autors, die Ermittlung seiner individuellen Perspektive, die Analyse seiner gesellschaftlichen Stellung oder seiner Klassenzugehörigkeit, die Offenlegung seines grundlegenden Vorhabens). Ebenso ist der Autor das Prinzip einer gewissen Einheit des Schreibens – alle Unterschiede können zumindest durch die Prinzipien der Entwicklung, der Reifung oder des Einflusses reduziert werden. Weiterhin ist der Autor das, was es gestattet, die Widersprüche zu überwinden, die sich in einer Reihe von Texten finden mögen. Es muss da – auf einer bestimmten Ebene seines Denkens oder seines Verlangens, seines Bewusstseins oder seines Unbewussten – einen Punkt geben, von dem her sich die Widersprüche auflösen, inkompatible Elemente sich schließlich aneinanderfügen oder sich um einen grundlegenden oder originären Widerspruch gruppieren. Schließlich ist der Autor ein bestimmter Ausgangspunkt des Ausdrucks, der sich in mehr oder minder vollendeter Gestalt ebenso und mit demselben Wert in den Werken, den Skizzen, den Briefen, den Fragmenten etc. manifestiert. Die vier Kriterien der Authentizität des heiligen Hieronymus (Kriterien, die den heutigen Exegeten recht unzureichend erscheinen) bestimmen die vier Modalitäten, gemäß denen die moderne Kritik die Autor-Funktion ins Spiel bringt.

Allerdings ist die Autor-Funktion in der Tat keine schlichte Rekonstruktion aus zweiter Hand, die von einem gegebenen Text wie von einem passiven Material ausgeht. Der Text trägt in sich immer eine bestimmte Anzahl von Zeichen, die auf den Autor verweisen. Diese Zeichen sind den Grammatikern wohlbekannt: es sind die Personalpronomen, die Adverbien der Zeit und des Ortes, die Konjugation der Verben. Man muss jedoch darauf hin-

weisen, dass diese Elemente in den Diskursen, die mit der Autor-Funktion ausgestattet sind, nicht auf dieselbe Weise fungieren, wie in denen, die diese nicht aufweisen. In diesen letzteren verweisen solche »Shifter« auf den wirklichen Sprecher und die raum-zeitlichen Koordinaten seines Diskurses (obgleich es gewisse Abweichungen geben kann: so zum Beispiel, wenn man einen Diskurs in erster Person wiedergibt). In den Diskursen mit Autor-Funktion ist ihre Rolle zugleich komplexer und variabler. Es ist bekannt, dass in einem Roman, der sich als Bericht eines Erzählers präsentiert, das Personalpronomen in der ersten Person, das Präsens Indikativ, die Zeichen für die Ortsbestimmung nie exakt auf den Schriftsteller verweisen, weder auf den Augenblick, in dem er schreibt, noch auf die Bewegung des Schreibens; sondern auf ein *alter ego*, dessen Distanz zum Schriftsteller mehr oder minder groß sein kann und im selben Werk auch variieren kann. Es wäre also auch ganz falsch, wollte man den Autor beim wirklichen Schriftsteller oder beim fiktionalen Sprecher suchen; die Autor-Funktion vollzieht sich gerade in der Spaltung selbst – in dieser Trennung und in dieser Distanz. Vielleicht wird jemand sagen, dass es sich dabei nur um eine Eigenheit des romanhaften oder des poetischen Diskurses handelte: eines Spiels, an dem nur »Quasi-Diskurse« beteiligt sind. Tatsächlich weisen alle Diskurse, die die Autor-Funktion besitzen, diese Pluralität des Ego auf. Das Ego, das im Vorwort einer mathematischen Abhandlung spricht – und auf die Umstände der Abfassung hinweist –, ist weder in seiner Position noch in seiner Funktion mit dem identisch, das im Verlauf einer Beweisführung spricht und in Gestalt eines »ich folgere« oder »ich setze voraus« auftritt: im einen Fall verweist das »Ich« auf ein Individuum ohne Entsprechung, das an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit eine bestimmte Arbeit vollzogen hat; im zweiten Fall bezeichnet das »Ich« einen Plan und ein Moment des Beweises, den jedes Individuum einnehmen kann, vorausgesetzt es hat das gleiche Symbolsystem akzeptiert, das gleiche Spiel von Axiomen, dieselbe Menge vorheriger Beweise. Man könnte aber auch in der gleichen Abhandlung noch ein drittes Ich ausfindig machen; dasjenige, das spricht, um über die Bedeutung der Arbeit, die Hindernisse, auf die sie stieß, die erzielten Resultate, die Probleme, die sich noch stellen, zu reden. Dieses Ego situiert sich im Feld

bereits existierender oder künftiger mathematischer Diskurse. Die Autor-Funktion wird nicht durch eines dieser Egos (das erste) auf Kosten der beiden anderen gewährleistet, die dann ja nichts Weiteres wären als dessen fiktive Verdopplung. Im Gegenteil muss gesagt werden, dass die Autor-Funktion in solchen Diskursen der Grund ist für diese Aufspaltung der drei gleichzeitigen »Egos«.

Zweifellos könnte eine Analyse noch weitere charakteristische Züge der Autor-Funktion finden. Ich werde mich jedoch heute an die vier halten, die ich gerade aufgeführt habe, weil sie mir die sichtbarsten und zugleich die wichtigsten zu sein scheinen. Ich werde sie so zusammenfassen: die Autor-Funktion ist mit dem rechtlichen und institutionellen System verknüpft, das das Universum der Diskurse umfasst, determiniert, gliedert. Sie wirkt nicht einheitlich und auf dieselbe Weise auf alle Diskurse zu allen Zeiten und in allen Zivilisationsformen. Sie ist nicht definiert durch die spontane Zuschreibung eines Diskurses zu seinem Produzenten, sondern dies geschieht durch eine Reihe spezifischer und komplexer Verfahren; sie verweist nicht schlicht und einfach auf ein reales Individuum, sie kann gleichzeitig mehreren Egos Raum geben, mehreren Subjekt-Positionen, die von verschiedenen Gruppen von Individuen eingenommen werden können.

\*

Ich bin mir im Klaren darüber, dass ich bisher mein Thema unge-rechtfertigt eingegrenzt habe. Sicherlich hätte man darüber sprechen müssen, was die Autor-Funktion in der Malerei, in der Musik, in der Technik etc. ist. Angenommen jedoch, man hielte sich, wie ich es heute abend tun möchte, an die Welt der Diskurse, so glaube ich doch auch hier, dem Begriff »Autor« eine viel zu enge Bedeutung gegeben zu haben. Ich habe mich auf den Autor als Autor eines Textes, eines Buches oder eines Werks beschränkt, deren Produktion man ihm legitimerweise zuschreiben kann. Es ist jedoch offensichtlich, dass man in der Ordnung der Diskurse Autor von weit mehr sein kann als von einem Buch – Autor einer Theorie, einer Tradition, einer Disziplin, innerhalb derer dann andere Bücher und andere Autoren ihrerseits Platz finden können. Mit einem Wort würde man sagen, dass diese Autoren sich in einer »transdiskursiven« Position befinden.

Es handelt sich dabei um eine konstante Erscheinung – die

sicherlich so alt ist wie unsere Zivilisation. Homer, Aristoteles und die Kirchenväter haben diese Rolle gespielt; aber auch die ersten Mathematiker und diejenigen, die am Anfang der hippokratischen Tradition standen. Es scheint mir aber, dass man im Laufe des 19. Jahrhunderts in Europa einige recht singuläre Autorentypen hat auftreten sehen, die man weder mit den »großen« literarischen Autoren noch mit den Autoren kanonischer religiöser Texte oder mit den Begründern einer Wissenschaft verwechseln sollte. Bezeichnen wir sie auf etwas willkürliche Weise als »Diskursivitätsbegründer«.

Das Besondere an diesen Autoren ist, dass sie nicht nur die Autoren ihrer Werke, ihrer Bücher sind. Sie haben mehr geschaffen als das: die Möglichkeit und die Formationsregeln anderer Texte. In diesem Sinne sind sie völlig verschieden beispielsweise von einem Romanautor, der im Grunde immer nur der Autor seines eigenen Textes ist. Freud ist nicht einfach der Autor der *Traumdeutung* oder der Abhandlung über den *Witz und seine Beziehung zum Unbewussten*,<sup>9</sup> Marx ist nicht einfach der Autor des *Manifests*, des *Kapitals*.<sup>10</sup> Sie haben eine unbegrenzte Diskursmöglichkeit geschaffen. Natürlich kann man hier leicht einen Einwand machen. Es trifft nicht zu, dass der Autor eines Romans nur der Autor seines eigenen Textes ist. In gewissem Sinne lenkt und regiert auch er mehr als das, vorausgesetzt er ist wie man sagt ein wenig »bedeutend«. Um ein ganz einfaches Beispiel zu nehmen, so kann man sagen, dass Ann Radcliffe nicht nur das *Schloß in den Pyrenäen*<sup>11</sup> und einige weitere Romane geschrieben hat, sie hat zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Schauerromane möglich gemacht, und in dieser Hinsicht reicht ihre Autor-Funktion über ihr eigenes Werk hinaus. Ich glaube nur, dass man auf diesen Einwand erwidern kann: Was die Diskursivitätsbegründer ermöglichen (ich nehme Marx und Freud als Beispiele, weil sie zugleich die ersten und die wichtigsten sind), ist etwas anderes als das, was ein Romanautor ermöglicht. Die Texte von Ann Radcliffe haben das Terrain

<sup>9</sup> Freud, Sigmund, *Die Traumdeutung*, Wien 1900; ders., *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten*, Wien 1905.

<sup>10</sup> Marx, Karl/Engels, Friedrich, *Manifest der kommunistischen Partei*, London 1848; ders., *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*, Hamburg 1867.

<sup>11</sup> Radcliffe, Ann Ward, *Les Visions du château des Pyrénées*, Paris 1809 (apokrypher Roman, übersetzt nach der englischen Ausgabe, London 1803).

für bestimmte Ähnlichkeiten und Analogien erschlossen, die ihr Modell oder Prinzip in ihrem Werk selbst haben. Dieses Werk enthält charakteristische Zeichen, Figuren, Beziehungen, Strukturen, die von anderen wiederverwendet werden konnten. Sagt man, dass Ann Radcliffe den Schauerroman begründet hat, so heißt dies letztlich: in den Schauerromanen des 19. Jahrhunderts wird man wie bei Ann Radcliffe eine Heldin finden, deren Unschuld ihr zum Verhängnis wird, das Bild des geheimen Schlosses, das als eine Gegen-Stadt fungiert, die Gestalt des schwarzen, verfeimten Helden, der dazu verurteilt ist, der Welt das Übel heimzuzahlen, das man ihm angetan hat etc. Wenn ich umgekehrt von Marx oder Freud als »Diskursivitätsbegründer« spreche, dann will ich sagen, dass sie nicht einfach eine Reihe von Analogien ermöglicht haben, sondern ebenso sehr eine Reihe von Unterschieden. Sie haben den Raum für etwas anderes als sich selbst geöffnet, das jedoch zu dem gehört, was sie begründet haben. Sagt man, dass Freud die Psychoanalyse begründet hat, so heißt dies nicht (so heißt dies nicht einfach), dass man den Libidobegriff oder die Technik der Traumdeutung bei Karl Abraham oder Melanie Klein wiederfindet, sondern dass Freud eine Reihe von Differenzen zu seinen Texten, seinen Begriffen, seinen Hypothesen möglich machte, die allesamt aus dem psychoanalytischen Diskurs entspringen.

Sogleich taucht, so glaube ich, eine neue Schwierigkeit oder zumindest ein neues Problem auf: trifft das nicht letzten Endes auf jeden Begründer einer Wissenschaft oder auf jeden Autor zu, der in einer Wissenschaft eine Transformation bewirkt hat, die man als fruchtbar bezeichnen kann? Schließlich hat Galilei nicht nur diejenigen möglich gemacht, die nach ihm die Gesetze wiederholten, die er formuliert hatte, sondern er hat Aussagen möglich gemacht, die sich sehr von dem unterscheiden, was er selbst gesagt hatte. Wenn Cuvier der Begründer der Biologie und Saussure derjenige der Linguistik ist, so nicht deshalb, weil man beide nachgeahmt hat, nicht deshalb, weil man hier und da den Begriff des Organismus oder des Zeichens wiederaufgenommen hat, sondern weil Cuvier in gewisser Weise die Evolutionstheorie möglich machte, die Wort für Wort seinem eigenen Fixismus widersprach; und Saussure ist Begründer der Linguistik in dem Maße, wie er eine generative Grammatik ermöglichte, die sich von seinen strukturalen Analysen stark unterscheidet. Folglich scheint die Errich-

tung einer Diskursivität auf den ersten Blick zumindest von der gleichen Art zu sein wie die Begründung einer beliebigen Wissenschaftlichkeit. Ich glaube jedoch, dass es da einen Unterschied gibt, einen erheblichen Unterschied. Denn im Fall einer wissenschaftlichen Disziplin liegt der Akt, der sie begründet, auf der gleichen Ebene wie ihre künftigen Transformationen; er gehört in gewisser Weise zur Gesamtheit der Modifikationen, die er möglich macht. Diese Zugehörigkeit kann natürlich verschiedene Formen annehmen. Der Akt, der ihre Wissenschaftlichkeit begründet, kann im Zuge der Weiterentwicklung dieser Wissenschaft nur wie ein Sonderfall innerhalb eines sehr viel weiteren Ganzen erscheinen, das man dann entdeckt. Er kann dann auch als mit den Fehlern der Eingebung und der Beschränkung auf die Erfahrung verzerrt erscheinen; dann muss man ihn neu formalisieren, indem man ihn zum Objekt einer Reihe zusätzlicher theoretischer Operationen macht, die ihn strenger begründen etc. Schließlich kann er wie eine vorschnelle Generalisierung erscheinen, die man eingrenzen muss und deren eingeschränkten Geltungsbereich man neu abstecken muss. Mit anderen Worten, der Akt, Wissenschaftlichkeit zu begründen, kann stets in die Maschinerie der daraus abgeleiteten Transformationen wiedereingeführt werden.

Ich glaube, dass die Begründung einer Diskursivität von ihren späteren Transformationen unterschieden ist. Wenn man einen Diskursivitätstyp wie die Psychoanalyse, so wie sie von Freud begründet wurde, ausweitet, so heißt dies nicht, ihr eine formale Allgemeinheit zu verleihen, die sie zu Anfang nicht hatte, sondern bedeutet einfach, ihr eine gewisse Zahl von Anwendungen zu erschließen. Wenn man sie begrenzt, so bedeutet dies in Wirklichkeit, dass man im Akt der Begründung eine möglicherweise beschränkte Anzahl von Aussagen oder Äußerungen zu isolieren sucht, denen allein man begründenden Wert zuerkennt und gegenüber denen bestimmte von Freud angenommene Begriffe oder Theorien als abgeleitet, als sekundär oder als randständig angesehen werden können. Schließlich erachtet man bestimmte Aussagen nicht als falsch, man begnügt sich damit, wenn man den Akt der Begründung zu erfassen sucht, gewisse unpassende Äußerungen beiseite zu lassen, sei es weil man sie für unwesentlich hält, sei es weil man sie für »prähistorisch«, einem anderen Diskursivitätstypus zugehörig, hält. Anders gesagt, im Unterschied zur Begrün-

dung einer Wissenschaft ist die Errichtung einer Diskursivität nicht Teil ihrer späteren Transformationen, sie hebt sich notwendig von ihnen ab oder überragt sie. Folge davon ist, dass man die theoretische Gültigkeit einer Aussage in Beziehung auf das Werk dieser Gründer definiert, während man im Fall von Galilei oder Newton die Gültigkeit der von ihnen aufgestellten Aussagen in Bezug auf die Physik oder die Kosmologie und ihre innere Struktur und Normativität behauptet. Sehr schematisch formuliert heißt dies: das Werk dieser Begründer situiert sich nicht im Verhältnis zur Wissenschaft und in dem Raum, den sie umreißt, sondern die Wissenschaft oder die Diskursivität beziehen sich auf ihr Werk als primäre Koordinaten.

Von daher wird verständlich, warum man in solchen Diskursivitäten mit unvermeidlicher Notwendigkeit auf die Forderung nach einer »Rückkehr zum Ursprung« stößt. [Hier muss man wiederum unterscheiden zwischen der »Rückkehr zu« und Phänomenen der »Wiederentdeckung« und der »Reaktualisierung«, die in den Wissenschaften häufig auftreten. Unter »Wiederentdeckung« möchte ich Analogie- oder Isomorphieeffekte verstehen, die ausgehend von aktuellen Formen des Wissens eine Figur sichtbar werden lassen, die verschwommen oder verschwunden war. So würde ich zum Beispiel sagen, dass Chomsky in seinem Buch über die Cartesianische Grammatik<sup>12</sup> eine bestimmte Figur der Wissens wiederentdeckt hat, die von Cordemoy bis Humboldt reicht: sie ist freilich erst von der generativen Grammatik aus begründbar, denn diese enthält deren Konstruktionsgesetz. In Wirklichkeit handelt es sich um eine retrospektive Kodierung des historischen Blicks. Unter »Reaktualisierung« verstehe ich etwas ganz anderes: die Wiedereingliederung eines Diskurses in einen Bereich der Verallgemeinerung, der Anwendung oder der Transformation, die ihm neu ist. Die Geschichte der Mathematik ist hier reich an Beispielen (ich verweise auf die Studie über mathematische Anamnesen von Michel Serres<sup>13</sup>). Was soll man unter

<sup>12</sup> Chomsky, Noam, *Cartesian Linguistics. A Chapter in the History of Rationalist Thought*, New York 1966; [dt. *Cartesianische Linguistik. Ein Kapitel in der Geschichte des Rationalismus*, Tübingen 1971.]

<sup>13</sup> Serres, Michel, »Les anamnèses mathématiques«, in: *Archives internationales d'histoire des sciences*, Nr. 78-79. Januar-Juni 1967 (wiederabgedruckt in *Hermès ou la Communication*, Paris 1968, S. 78-112).

»Rückkehr zu« verstehen? Ich glaube, dass man so eine Bewegung bezeichnen kann, die ihre eigene Besonderheit aufweist und die genau die Diskursivitätsbegründungen kennzeichnet. Damit es nämlich zu einer Rückkehr kommt, muss es erst einmal ein Vergessen gegeben haben, nicht ein zufälliges Vergessen, nicht die Überlagerung durch irgendein Unverständnis, sondern ein wesentliches und konstitutives Vergessen. Der Begründungsakt selbst ist seinem Wesen nach so beschaffen, dass er nur vergessen werden kann. Das, was ihn manifestiert, das, was sich aus ihm herleitet, ist zugleich das, was den Abstand zu ihm begründet und ihn verstellt. Dieses nicht zufällige Vergessen gilt es in präzisen Operationen einzukreisen, die man lokalisieren, analysieren und durch die Rückkehr zu jenem Begründungsakt reduzieren kann. Die Sperre des Vergessens ist nicht von außen hinzugefügt worden, sie bildet einen Teil der in Frage stehenden Diskursivität; sie gibt ihr ihr Gesetz. Die in Vergessenheit geratene Diskursivitätsbegründung ist zugleich die Begründung für die Sperre und der Schlüssel, der sie zu öffnen gestattet, so dass das Vergessen und die Verhinderung der Rückkehr nur durch die Rückkehr aufgehoben werden können. Überdies richtet sich diese Rückkehr auf das, was in einem Text präsent ist, genauer noch, man kommt auf den Text selbst zurück, auf den Text in seiner Nacktheit und zugleich auf das, was im Text als Leerstelle, als Abwesenheit, als Lücke gekennzeichnet ist. Man kommt zurück auf eine gewisse Leere, die das Vergessen umgangen oder verstellt hat, die es mit einer falschen oder schlechten Fülle zugedeckt hat, die Rückkehr muss diesen Mangel wieder aufdecken; daher rührt dieses ewige Spiel, das die Rückkehr zur Begründung der Diskursivität kennzeichnet – ein Spiel, das auf der einen Seite darin besteht, zu sagen: das war ja schon da, man brauchte nur zu lesen, alles steht da, man musste schon die Augen und Ohren verschlossen haben, um nicht zu sehen und nicht zu hören; und umgekehrt: nein, das steht in diesem oder jenem Wort, kein sichtbares oder lesbares Wort sagt das, worum es jetzt geht, es handelt sich vielmehr um das, was durch die Worte, durch ihren Abstand und ihre Zwischenräume hindurch gesagt ist.] Daraus folgt natürlich, dass eine solche Rückkehr, die zum Text selbst gehört, ihn beständig verändert, dass die Rückkehr zum Text kein historischer Zusatz ist, der zur Diskursivität als solcher hinzuträte und sie mit einer Ausschmü-

ckung verdoppelte, die letztlich unwesentlich ist; es ist eine effektive und notwendige Transformation der Diskursivität selbst. Die Überprüfung eines Textes von Galilei kann sehr wohl unsere Kenntnisse über die Geschichte der Mechanik verändern, aber nie die Mechanik selbst. Hingegen modifiziert die Überprüfung der Texte von Freud die Psychoanalyse selbst und die der Texte von Marx den Marxismus. [Um eine solche Rückkehr angeben zu können, müssen wir ein letztes Merkmal hinzufügen: sie ist auf eine Art geheimnisvoller Verknüpfung von Werk und Autor ausgerichtet. Weil der Text nämlich Text eines Autors ist, hat er von diesem Autor her begründenden Wert, und weil er Text dieses Autors ist, muss man auf ihn zurückkommen. Es besteht keine Chance dafür, dass die Wiederentdeckung eines unbekanntes Textes von Newton oder von Cantor die klassische Kosmologie oder die Mengentheorie, so wie sie sich entwickelt haben, verändern könnte (allerhöchstens kann diese Ausgrabung vielleicht unsere historische Kenntnis ihrer Genese verändern). Umgekehrt droht das Auftauchen eines Textes wie der *Entwurf einer Psychologie*<sup>14</sup> von Freud – und in dem Maße, in dem es ein Text von Freud ist – nicht, unsere historische Kenntnis der Psychoanalyse zu verändern, sondern ihr theoretisches Feld – wenn auch nur durch eine Verschiebung der Akzente oder des Gravitationszentrums. Durch solche Formen der Rückkehr, die Bestandteil ihres Gewebes selbst sind, unterhalten die diskursiven Felder, von denen ich spreche, zu ihrem »fundamentalen« und mittelbaren Autor eine Beziehung, die nicht identisch ist mit derjenigen, die ein beliebiger Text zu seinem unmittelbaren Autor unterhält.]

Was ich zum Thema »Diskursivitätsbegründung« skizziert habe, ist natürlich sehr schematisch. Insbesondere gilt dies für die Opposition, die ich zwischen einer solchen Begründung und einer wissenschaftlichen Grundlegung eingeführt habe. Es ist vielleicht nicht immer einfach zu entscheiden, ob man es mit dem einen oder mit dem anderen zu tun hat: und nichts beweist, dass diese beiden Prozeduren einander wechselseitig ausschließen. Ich habe diese Unterscheidung nur aus einem Grund gewagt: Ich wollte zeigen, dass die Autor-Funktion, die schon komplex genug ist, wenn man versucht, sie auf der Ebene eines Buchs oder einer

14 Freud, Sigmund, »Entwurf einer Psychologie« (1895; posthum veröffentlicht), in: *Aus den Anfängen der Psychoanalyse*, London 1950, S. 371-466.

Reihe von Texten, die eine bestimmte Signatur tragen, zu erfassen, noch neue Bestimmungen mit sich bringt, wenn man versucht, sie in noch größeren Einheiten zu analysieren – in Gruppen von Werken, ganzen Disziplinen.

\*

[Ich bedaure sehr, dass ich für die jetzt folgende Debatte keinen konkreten Vorschlag mitbringen kann: höchstens die Richtungen möglicher Arbeiten, Untersuchungspfade. Aber ich muss Ihnen doch wenigstens am Schluss noch mit einigen Worten sagen, warum ich das für wichtig halte.]

Würde man eine solche Analyse weiterentwickeln, so könnte sie vielleicht zu einer Diskurstypologie führen. Es scheint mir nämlich, zumindest bei erster Annäherung, dass eine solche Typologie nicht nur von den grammatikalischen Merkmalen der Diskurse, ihren formalen Strukturen oder gar ihren Gegenständen ausgehen dürfte; zweifellos existieren besondere diskursive Eigenschaften oder Relationen (die nicht auf die Regeln der Grammatik oder der Logik, auch nicht auf die Gesetze der Gegenstände zurückgeführt werden können) und gerade auf diese sollte man seinen Blick richten, um die großen Diskurskategorien zu unterscheiden. Der Bezug (oder der Nicht-Bezug) zu einem Autor und die verschiedenen Formen dieses Bezugs bilden – und zwar auf eine gut sichtbare Weise – eines dieser diskursiven Merkmale.

Ich glaube andererseits, dass man hier einen Einstieg in die historische Analyse der Diskurse finden könnte. Vielleicht ist es an der Zeit, Diskurse nicht mehr nach ihrem Ausdruckswert oder nach formalen Transformationen zu untersuchen, sondern in ihren Existenzmodalitäten: in der Art und Weise ihrer Zirkulation, ihrer Bewertung, ihrer Zuschreibung, ihrer Aneignung variieren die Diskurse mit jeder Kultur und verändern sich in jeder Kultur; die Art, in der sie sich über die sozialen Verhältnisse äußern, lässt sich meiner Meinung nach direkter im Spiel der Autor-Funktion und in ihren Veränderungen entziffern als in den Themen und Begriffen, die sie ins Werk setzen.

Könnte man nicht auch ausgehend von solchen Analysen die Vorrechte, die das Subjekt innehat, neu überprüfen? Ich weiß sehr wohl, dass man bei einer internen und architektonischen Analyse eines Werks (ganz gleich, ob es sich nun um einen literarischen

Text, um ein philosophisches System oder um ein wissenschaftliches Werk handelt), indem man die biographischen oder psychologischen Bezüge ausklammert, zugleich den absoluten Charakter und die grundlegende Rolle des Subjekts in Frage gestellt hat. Aber vielleicht sollte man auf dieses In-der-Schwebe-Lassen zurückkommen, nicht um das Motiv eines ursprünglichen Subjekts wieder zur Geltung zu bringen, sondern um die Funktionsweisen und die Abhängigkeiten des Subjekts, die Momente, an denen es eingeführt wird, zu erfassen. Es geht darum, das traditionelle Problem umzukehren. Nicht mehr die Frage zu stellen: wie lässt sich die Freiheit eines Subjekts in die Kompaktheit der Dinge einfügen und ihr einen Sinn verleihen, wie kann sie von innen die Regeln einer Sprache beleben und so ihre eigenen Ziele an den Tag bringen? Vielmehr sollte man fragen: wie, aufgrund welcher Bedingungen und in welchen Formen kann so etwas wie ein Subjekt in der Ordnung des Diskurses erscheinen? Welchen Platz kann es in jedem Diskurstyp einnehmen, welche Funktionen kann es ausüben, indem es welchen Regeln folgt? Kurzum, es geht darum, dem Subjekt (oder seinem Substitut) seine Rolle als ursprüngliche Begründung zu nehmen und es als variable und komplexe Funktion des Diskurses zu analysieren.

[Der Autor – oder das, was ich als Autor-Funktion zu beschreiben versucht habe – ist wohl nur eine der möglichen Spezifikationen der Subjekt-Funktion. Mögliche oder notwendige Spezifikation? Betrachtet man die historischen Veränderungen, die stattgefunden haben, so scheint es keineswegs unvermeidlich, dass die Autor-Funktion in ihrer Form, ihrer Komplexität und sogar in ihrer Existenz konstant bliebe. Man kann sich eine Kultur vorstellen, in der Diskurse zirkulierten und rezipiert würden, ohne dass es die Autor-Funktion gäbe.<sup>15</sup>] All diese Diskurse, ganz

15 Variante: »Es gibt jedoch auch ideologische Gründe, die an den ideologischen Status des Autors geknüpft sind. Die Frage lautet nun: Wie lässt sich die große Unsicherheit, die große Gefahr, durch die die Fiktion unsere Welt bedroht, bannen? Die Antwort ist die, dass man sie durch den Autor bannen kann. Der Autor macht eine Begrenzung ihrer krebsartig wuchernden Ausbreitung möglich, die bedrohlich für die Bedeutungen in einer Welt ist, in der man nicht allein mit seinen Ressourcen und Reichtümern ökonomisch verfährt, sondern auch mit seinen eigenen Diskursen und ihren Bedeutungen. Der Autor ist das Prinzip der Ökonomie in der Verbreitung des Sinns. Folglich müssen wir eine Umkehrung der traditionellen Idee des Autors vornehmen. Wir sagen gewöhn-

gleich, welches ihr Status, ihre Form, ihr Wert wäre und welcher Behandlung man sie unterzöge, entfalteten sich in der Anonymität eines Gemurmels. Man hörte nicht länger die so lange wiederholten Fragen »Wer hat wirklich gesprochen? Ist das auch er und kein anderer? Mit welcher Glaubwürdigkeit, welcher Originalität? Und was hat er aus seinem tiefsten Inneren in seinem Diskurs ausgedrückt?« Dafür wird man andere hören: »Welches sind die Existenzweisen dieses Diskurses? Von wo aus wurde er gehalten, wie kann er zirkulieren und wer kann ihn sich aneignen? Welches

lich, dies haben wir oben untersucht, dass der Autor eine schöpferische Instanz ist, aus der ein Werk herausprudelt, in das er in unendlicher Fülle und Großzügigkeit eine unerschöpfliche Welt von Bedeutungen hineinlegt. Wir sind gewohnt zu glauben, dass der Autor so verschieden ist von uns übrigen Menschen, so sehr alle Sprachen überschreitet, dass sich, sobald er spricht, der Sinn ausbreitet und zwar ohne Ende. Die Wahrheit ist eine ganz andere: der Autor ist keine unendliche Quelle von Bedeutungen, die das Werk erfüllen, der Autor geht dem Werk nicht voraus. Es ist ein bestimmtes funktionelles Prinzip, durch das man in unserer Kultur begrenzt, ausschließt, auswählt, selektiert: kurz, das Prinzip, durch das man der freien Zirkulation, der freien Manipulation, der freien Komposition, Dekomposition und Rekomposition der Fiktion Fesseln anlegt. Wenn wir gewohnt sind, den Autor als Genie zu präsentieren, als beständiges Auftauchen von Neuem, so deshalb, weil wir ihn in Wirklichkeit auf eine genau entgegengesetzte Weise funktionieren lassen. Wir könnten sagen, dass der Autor in dem Maße ein ideologisches Produkt ist, in dem wir eine verkehrte Vorstellung von seiner realen historischen Funktion besitzen. Der Autor ist somit die ideologische Figur, durch die man die Vermehrung des Sinns kennt.

Ich scheine gleichsam nach einer Form der Kultur zu rufen, in der die Fiktion nicht durch die Figur des Autors verkürzt würde. Es wäre jedoch reiner Romantizismus, sich eine Kultur vorzustellen, in der die Fiktion absolut frei zirkulierte, zu jedermanns Verfügung, ohne sich einer notwendigen oder zwingenden Figur zuzuordnen. Seit dem 18. Jahrhundert spielt der Autor die Rolle des Regulators von Fiktion, die charakteristische Rolle des industriellen und bürgerlichen Zeitalters, des Individualismus und des Privateigentums. Betrachtet man indes die in Gang befindlichen historischen Veränderungen, so gibt es keine Notwendigkeit dafür, dass diese Autor-Funktion in ihrer Form, ihrer Komplexität oder ihrer Existenz konstant bleibe. Genau in dem Augenblick, in dem unsere Gesellschaft sich in einem Veränderungsprozess befindet, wird die Autor-Funktion auf eine Weise verschwinden, die es der Fiktion und ihren polysemischen Texten möglich macht, erneut nach einem anderen Modus zu funktionieren, aber stets gemäß einem zwingenden System, das nicht mehr das des Autors sein wird, das vielmehr noch zu bestimmen und vielleicht experimentell zu erproben ist.« (Nach der von Daniel Defert erstellten französischen Fassung übersetzt.)

sind die Plätze, die für verschiedene Subjekte vorgesehen sind? Wer kann diese verschiedenen Subjekt-Funktionen ausfüllen?« Und hinter all diesen Fragen würde man kaum mehr als das Geräusch einer Gleichgültigkeit vernehmen: »Was liegt daran wer spricht?«

[J. Wahl: Ich danke Michel Foucault für alles, was er uns gesagt hat und womit er zur Diskussion auffordert. Ich frage Sie sofort, wer das Wort ergreifen möchte.

J. d'Ormesson: Die einzige Sache, die ich bei der These von Michel Foucault nicht richtig verstanden habe und auf die alle Welt, sogar die Presse, den Akzent gelegt hatte, ist die des Endes des Menschen. Diesmal hat Michel Foucault das schwächste Glied in der Kette angegriffen: er greift nicht mehr den Menschen, sondern den Autor an. Und ich begreife sehr wohl, welche kulturellen Ereignisse der letzten fünfzig Jahre ihn zu diesen Überlegungen veranlasst haben: »Die Poesie muss von allen geschaffen werden«, »es spricht«, etc. Ich habe mir eine Reihe von Fragen gestellt: So denke ich, dass es in der Literatur und in der Philosophie gleichwohl Autoren gibt, Autoren, die Konvergenzpunkte bilden. Die politischen Parteinahmen sind gleichfalls die Tat eines Autors, und man kann sie seiner Philosophie gegenüberstellen.

Nun bin ich völlig beruhigt worden, da ich den Eindruck habe, dass Michel Foucault das, was er dem Autor, das heißt seinem Werk, weggenommen hat, diesem in einer Art von äußerst brillantem Taschenspielertrick unter dem Namen des Diskursivitätsbegründers sogar mit Zinsen zurückerstattet, da er ihm nicht nur sein Werk zurückerstattet, sondern dazu noch das der anderen.

L. Goldmann: Unter den markanten Theoretikern einer Schule, die einen bedeutenden Platz im gegenwärtigen Denken einnimmt und allgemein charakterisiert ist durch die Negation des Menschen im Allgemeinen und, darüber hinaus, des Subjekts in all seinen Aspekten und auch des Autors, ist Michel Foucault, der diese letzte Negation nicht explizit formuliert hat, sie aber durch sein ganzes Exposé hindurch suggerierte und mit der Perspektive einer Abschaffung des Autors schloss, gewiss eine der interessantesten, am schwierigsten anzugreifenden und zu kritisierenden Figuren. Denn Michel Foucault stellt einer grundsätzlich anti-

wissenschaftlichen philosophischen Position eine bemerkenswerte historische Forschungsarbeit zur Seite, und mir erscheint es sehr wahrscheinlich, dass sein Werk dank einer Reihe von Analysen eine wichtige Etappe in der Entwicklung der Wissenschaftsgeschichte und sogar in der gesellschaftlichen Realität darstellen wird.

Ich möchte meinen Beitrag nun auf der Ebene seines eigentlich philosophischen Denkens und nicht auf der seiner konkreten Analysen ansiedeln.

Erlauben Sie mir indes, bevor ich die drei Teile des Exposé von Michel Foucault anspreche, mich auf den Beitrag von eben zu beziehen und zu sagen, dass ich darin absolut mit der Bemerkung übereinstimme, dass Michel Foucault nicht der Autor und ganz gewiss nicht der Begründer dessen ist, was er uns gerade gesagt hat. Denn die Negation des Subjekts ist heute die zentrale Idee einer ganzen Gruppe von Denkern oder genauer einer ganzen philosophischen Strömung. Und wenn Foucault innerhalb dieser Strömung einen besonders originellen und brillanten Platz einnimmt, so muss man ihn nichtsdestoweniger dem zurechnen, was man als die französische Schule des nicht genetischen Strukturalismus bezeichnen könnte, der insbesondere die Namen von Lévi-Strauss, Roland Barthes, Althusser, Derrida etc. einschließt.

Zu der von Michel Foucault aufgegriffenen und besonders wichtigen Frage: »Wer spricht?« muss man, so glaube ich, eine zweite hinzufügen: »Was sagt er?«

»Wer spricht?« Im Lichte der zeitgenössischen Humanwissenschaften erscheint die Idee eines Individuums als des letzten Autors eines Textes, besonders eines wichtigen und bedeutsamen Textes immer unhaltbarer. Seit einigen Jahren hat eine Anzahl von konkreten Analysen tatsächlich gezeigt, dass man, ohne das Subjekt oder den Menschen zu negieren, gehalten ist, das individuelle Subjekt durch ein kollektives oder transindividuelles Subjekt zu ersetzen. In meinen eigenen Arbeiten habe ich gezeigt, dass Racine nicht der einzige, einzigartige und wirkliche Autor der Racine'schen Tragödien ist, sondern dass diese innerhalb einer Entwicklung einer strukturierten Gesamtheit mentaler Kategorien entstanden sind, die ein kollektives Werk war. Dies hat mich dazu veranlasst, den »Autor« dieser Tragödien in letzter Instanz im

Amtsadel, der *Noblesse de robe*, in der Gruppe der Jansenisten und innerhalb derselben in Racine selbst als besonders wichtigem Individuum zu finden.<sup>16</sup>

Wenn man die Frage stellt »Wer spricht?«, dann gibt es heute in den Humanwissenschaften zumindest zwei Antworten, die beide, obgleich sie sich gegenseitig widersprechen, die traditionell akzeptierte Idee des individuellen Subjekts zurückweisen. Die erste Antwort, die ich als nicht genetischen Strukturalismus bezeichnen würde, negiert das Subjekt, und ersetzt es durch (linguistische, mentale, soziale etc.) Strukturen; sie lässt für die Menschen und ihr Verhalten nur den Platz einer Rolle, einer Funktion innerhalb dieser Strukturen, die den Endpunkt der Forschung oder der Erklärung bilden.

Auf der entgegengesetzten Seite lehnt auch der genetische Strukturalismus in der historischen Dimension und der entsprechenden kulturellen Dimension das individuelle Subjekt ab: Er verwirft indes nicht die Idee des Subjekts, sondern ersetzt das individuelle Subjekt durch ein transindividuelles Subjekt. Was die Strukturen anbelangt, so erscheinen sie nicht als autonome und mehr oder minder letzte Realität, sie sind in dieser Perspektive nur mehr ein universelles Charakteristikum jeder menschlichen Praxis und aller menschlichen Wirklichkeit. Es gibt keine menschliche Handlung, die nicht strukturiert wäre, noch gibt es eine Struktur, die nicht signifikativ wäre, das heißt, die nicht als Qualität der Psyche und des Verhaltens eines Subjekts eine Funktion erfüllte. Kurzum, diese Position umfasst drei zentrale Thesen: es gibt ein Subjekt; in der historischen und kulturellen Dimension ist dieses Subjekt stets transindividuell; jede psychische Aktivität und jedes Verhalten des Subjekts sind stets strukturiert und signifikativ, das heißt funktionell.

Ich möchte hinzufügen, dass auch ich auf eine von Michel Foucault aufgeworfene Schwierigkeit gestoßen bin: die der Definition des Werks. Es ist in der Tat schwierig, sogar unmöglich, das Werk unter Bezugnahme auf ein individuelles Subjekt zu definieren. Wenn es sich um Nietzsche oder Kant, Racine oder Pascal han-

<sup>16</sup> Goldmann, L., *Le Dieu caché. Étude sur la vision tragique dans les »Pensées« de Pascal et dans le théâtre de Racine*, Paris 1955. [dt. *Der verborgene Gott: Studie über die tragische Weltanschauung in den Pensées Pascals und im Theater Racines*, Frankfurt 1985.]



delt, wo endet dort, wie Foucault sagte, der Begriff des Werks? Muss man bei den veröffentlichten Texten haltmachen? Muss man all die nicht veröffentlichten Papiere bis hin zu den Wäschereizetteln mit einbeziehen?

Wenn man das Problem in der Perspektive des genetischen Strukturalismus entwirft, dann erhält man eine Antwort, die nicht nur für kulturelle Werke gültig ist, sondern für jede menschliche und geschichtliche Tat. Was ist die Französische Revolution? Welches sind die grundlegenden Stadien der Geschichte der abendländisch-kapitalistischen Gesellschaften und Kulturen? Die Beantwortung wirft analoge Schwierigkeiten auf. Kehren wir nun zum Werk zurück: seine Grenzen, wie die jeden menschlichen Tuns, definieren sich durch die Tatsache, dass es eine signifikative Struktur bildet, die sich auf die Existenz einer von einem kollektiven Subjekt ausgearbeiteten kohärenten mentalen Struktur gründet. Zur Begrenzung dieser Struktur ist man unter Umständen gezwungen, bestimmte veröffentlichte Texte aus- oder im Gegenteil bestimmte nicht veröffentlichte Texte einzuschließen; kurzum, es versteht sich von selbst, dass man leicht begründen kann, warum die Wäschereizettel auszuschließen sind. Ich möchte hinzufügen, dass in dieser Perspektive die Beziehung der kohärenten Struktur und ihrer Funktionen auf ein transindividuelles Subjekt oder – um eine weniger abstrakte Sprache zu verwenden – das Verhältnis von Auslegung und Erläuterung besondere Bedeutung gewinnt.

Ein Beispiel: Im Verlauf meiner Untersuchungen bin ich auf das Problem gestoßen, inwieweit *Les Provinciales* und die *Pensées* von Pascal als ein Werk<sup>17</sup> betrachtet werden können, und am Ende einer sorgfältigen Analyse bin ich zu der Schlussfolgerung gelangt, dass dies nicht der Fall ist und es sich um zwei Werke handelt, die zwei unterschiedliche Autoren haben. Im Falle der *Provinciales* ist dies Pascal zusammen mit der Gruppe Arnauld-Nicole und den gemäßigten Jansenisten, im Fall der *Pensées* ist es Pascal zusammen mit der Gruppe radikaler Jansenisten. Zwei verschiedene Autoren, die sich in einem Teilbereich überschneiden:

<sup>17</sup> Pascal, B. *Les Provinciales*, 1655, veröffentlicht unter dem Titel *Les Provinciales, ou Lettres écrites par Louis de Montalte à un Provincial de ses amis et aux RRT.PP. Jésuites, sur le sujet de la morale et de la politique de ces Pères*, Köln 1657; *Les Pensées*, Paris 1670.

das Individuum Pascal und vielleicht einige andere Jansenisten, die dieselbe Entwicklung genommen haben.

Ein anderes Problem, das Michel Foucault in seinem Vortrag aufgeworfen hat, ist das der Schrift [»écriture«]. Ich glaube, dass man diese Diskussion mit einem Namen versehen sollte, denn ich nehme an, dass wir alle an Derrida und an sein System gedacht haben. Wir wissen, dass Derrida versucht – ein paradoxes Unterfangen, wie mir scheint – eine Philosophie der Schrift [»écriture«] zu entwickeln, die das Subjekt negiert. Dies ist umso eigenartiger, als sein Begriff der Schrift ansonsten dem dialektischen Begriff der Praxis sehr nahe kommt. Ein Beispiel unter vielen: Ich kann ihm nur zustimmen, wenn er uns sagt, dass die Schrift Spuren hinterlässt, die sich schließlich verwischen. Dies ist die Eigenheit jeder Praxis, ob es sich nun um den Bau eines Tempels handelt, der im Laufe mehrerer Jahrhunderte oder Jahrtausende verschwindet, die Eröffnung einer Straße, die Veränderung ihres Verlaufs oder, prosaischer, die Herstellung von einem Paar Würstchen, das dann verzehrt wird. Ich glaube jedoch wie Foucault, dass man fragen muss »Wer erzeugt die Spuren? Wer schreibt?«

Da ich zum zweiten Teil des Vortrags, mit dem ich insgesamt einverstanden bin, keine Anmerkungen zu machen habe, gehe ich zum dritten Teil über.

Mir scheint auch hier, dass sich die aufgeworfenen Probleme zum großen Teil in der Perspektive des transindividuellen Subjekts beantworten lassen. Ich werde nur bei einem einzigen verweilen: Foucault unterscheidet zu Recht zwischen dem, was er als »Begründer« einer neuen wissenschaftlichen Methodologie bezeichnet, und den Schöpfern. Das Problem ist real, aber kann man, statt ihm den relativ komplexen und dunklen Charakter zu belassen, den es in seinem Vortrag angenommen hat, diese Opposition nicht epistemologisch und soziologisch begründen; durch die im modernen dialektischen Denken und insbesondere in der Lukács-Schule geläufigen Unterscheidung zwischen den als wissenschaftliche Strukturen relativ autonomen Naturwissenschaften und den Humanwissenschaften, die nicht positivistisch sein können, ohne philosophisch zu sein? Es ist gewiss kein Zufall, wenn Foucault Marx, Freud und in einem gewissen Maße auch Durkheim, Galilei und andere Schöpfer der mechanistischen Physik gegenübergestellt hat. Die Humanwissenschaften setzen –

für Marx und Freud explizit, implizit für Durkheim – den engen Zusammenhang von Feststellungen und Wertungen, von Erkenntnis und Parteinahme, von Theorie und Praxis voraus, ohne darum in der theoretischen Strenge auch nur im Geringsten nachzulassen. Mit Foucault glaube auch ich, dass sehr oft, und insbesondere heute, die Reflexion über Marx, Freud und sogar Durkheim sich als Rückkehr zu den Quellen präsentiert, denn es handelt sich um die Rückkehr zu einem philosophischen Denken, gegen die positivistischen Tendenzen, die die Humanwissenschaften nach Modellen der Naturwissenschaften betreiben möchten. Darüber hinaus muss man unterscheiden zwischen einer tatsächlichen Rückkehr und dem, was in Gestalt einer vermeintlichen Rückkehr zu den Quellen in Wirklichkeit der Versuch ist, Marx und Freud an den zeitgenössischen Positivismus und den nicht genetischen Strukturalismus anzugleichen, was beiden völlig fremd ist.

In dieser Perspektive möchte ich meine Bemerkungen mit dem Hinweis auf den später berühmten Satz abschließen, den ein Student im Mai auf die Tafel eines Hörsaals der Sorbonne schrieb und der mir den Kern der philosophischen wie wissenschaftlichen Kritik am nicht genetischen Strukturalismus auszudrücken scheint: »Die Strukturen gehen nicht auf die Straße«, das heißt: Es sind nie die Strukturen, die die Geschichte machen, sondern die Menschen, auch wenn deren Tätigkeit stets einen strukturierten und signifikativen Charakter aufweist.

*M. Foucault:* Ich möchte versuchen zu antworten. Das Erste, was ich sagen möchte, ist, dass ich meinerseits nie das Wort Struktur verwendet habe. Sehen Sie nach in *Les Mots et les Choses*, Sie werden es nicht finden. Ich würde es vorziehen, wenn man mir all die Plattheiten über den Strukturalismus ersparte oder sich die Mühe machte, sie zu begründen. Außerdem: ich habe nicht gesagt, dass der Autor nicht existierte. Ich habe es nicht gesagt, und ich bin erstaunt, dass meine Rede zu einem solchen Widersinn geführt haben sollte. Kommen wir noch einmal ein wenig darauf zurück.

Ich habe von einer bestimmten Thematik gesprochen, auf die man sowohl in den Werken wie in der Kritik trifft, und die, wenn Sie so wollen, darin besteht: Der Autor soll zugunsten von spezifischen Formen des Diskurses zurücktreten oder soll beiseite geschoben werden. Vor diesem Hintergrund lautete die Frage, die

ich mir stellte: Welche Entdeckung ermöglicht uns diese Regel des Verschwindens des Schriftstellers oder des Autors? Sie ermöglicht uns die Entdeckung des Spiels der Autor-Funktion. Und was ich zu analysieren versucht habe, war genau die Art und Weise, in der diese Autor-Funktion in dem, was man seit dem 17. Jahrhundert als die europäische Kultur bezeichnen könnte, ausgeübt wird. Gewiss habe ich dies sehr umrisshaft und auf eine Weise getan, von der ich sehr wohl weiß, dass sie allzu abstrakt war, da es sich um eine Gesamtdarstellung handelte. Wenn man definiert, auf welche Weise diese Funktion ausgeübt wird, unter welchen Bedingungen, in welchem Feld etc., so bedeutet dies, wie Sie mir zugeben werden, nicht, zu behaupten, dass der Autor nicht existiert.

Das Gleiche gilt für die Negation des Menschen, von der Herr Goldmann gesprochen hat: der Tod des Menschen ist ein Thema, das es möglich macht, das Funktionieren des Begriffs »Mensch« im Bereich des Wissens aufzuzeigen. Und wenn man über die Lektüre der allerersten oder der allerletzten offenbar etwas nüchternen Seiten dessen, was ich geschrieben habe [*Les mots et les choses*], hinausgelangt ist, so wird man festgestellt haben, dass diese Behauptung sich auf die Analyse einer Funktionsweise bezieht. Es geht nicht darum, zu behaupten, dass der Mensch tot ist, es geht darum, ausgehend von der Idee – die nicht von mir stammt und die seit dem Ende des 19. Jahrhunderts immer wieder wiederholt wird –, dass der Mensch tot ist (oder dass er verschwinden wird oder ersetzt werden wird durch den Übermenschen), zu erkennen, auf welche Weise und nach welchen Regeln das Konzept »Mensch« funktioniert. Dasselbe habe ich für den Begriff des Autors getan. Halten wir daher unsere Tränen zurück!

Eine weitere Anmerkung. Es wurde gesagt, dass ich den Standpunkt der Nicht-Wissenschaftlichkeit einnehme. Ich beanspruche gewiss nicht, hier ein wissenschaftliches Werk vorgetragen zu haben, aber ich würde doch gerne wissen, von wo aus man mir diesen Vorwurf macht.

*M. de Gandillac:* Wenn ich Ihnen zuhöre, dann frage ich mich, gemäß welcher präzisen Kriterien Sie die »Diskursivitätsbegründer« nicht nur von den »Propheten« eher religiösen Charakters, sondern auch von den Initiatoren der »Wissenschaftlichkeit« unterscheiden, zu denen es gewiss nicht unpassend ist, Marx und Freud hinzuzuzählen. Und wenn man eine ursprüngliche Kate-

gorie zulässt, die in gewisser Weise jenseits (und vor allem oberhalb) von Wissenschaftlichkeit und Prophetie angesiedelt ist, so bin ich erstaunt, weder Platon noch vor allem Nietzsche zu sehen, den Sie uns kürzlich in Royaumont, wenn ich mich recht entsinne, als jemanden präsentiert haben, der auf unsere Zeit einen Einfluss desselben Typs ausübt wie Marx und Freud.

*M. Foucault:* Ich werde Ihnen antworten – aber im Sinne einer Arbeitshypothese, denn nochmals, was ich Ihnen vorgestellt habe, war leider nicht mehr als ein Arbeitsplan, eine Baustellenbesichtigung –, dass die transdiskursive Situation, in der sich Autoren wie Platon und Aristoteles von der Zeit, in der sie schrieben bis hin zur Renaissance, befanden, analysiert werden muss. Die Weise, in der man sie zitierte, in der man sich auf sie bezog, in der man sie interpretierte, in der man die Authentizität ihrer Texte bekräftigte etc., all dies gehört gewiss zu einem System des Funktionierens. Ich glaube, dass wir es bei Marx und bei Freud mit Autoren zu tun haben, deren transdiskursive Position nicht deckungsgleich ist mit der transdiskursiven Position von Autoren wie Platon oder Aristoteles. Man müsste beschreiben, worin diese moderne Transdiskursivität im Gegensatz zur antiken Transdiskursivität besteht.

*L. Goldmann:* Eine einzige Frage: Wenn Sie die Existenz des Menschen oder des Subjekts zugestehen, reduzieren Sie sie dann auf den Status einer Funktion oder nicht?

*M. Foucault:* Ich habe nicht gesagt, dass ich sie auf eine Funktion reduziere, ich habe die Funktion analysiert, innerhalb derer so etwas wie ein Autor existieren konnte. Ich habe hier keine Analyse des Subjekts vorgenommen, ich habe eine Analyse des Autors vorgenommen. Wenn ich einen Vortrag über das Subjekt gehalten hätte, so hätte ich wahrscheinlich die Subjekt-Funktion auf dieselbe Weise analysiert, das heißt eine Analyse der Bedingungen vorgenommen, unter denen es möglich ist, dass ein Individuum die Funktion des Subjekts erfüllt. Darüber hinaus müsste man genauer angeben, in welchem Feld das Subjekt Subjekt ist und wovon es Subjekt ist (des Diskurses, des Begehrens, des Wirtschaftsprozesses etc.). Es gibt kein absolutes Subjekt.

*J. Ullmo:* Ihr Vortrag hat mich sehr interessiert, da er ein Problem aufnimmt, das in der naturwissenschaftlichen Forschung gegenwärtig sehr wichtig ist. Die naturwissenschaftliche Forschung und insbesondere die mathematische Forschung sind Grenzfälle,

in denen eine bestimmte Anzahl von Konzepten, die Sie dargestellt haben, recht deutlich werden. Es ist im Falle der Berufung zur Wissenschaft, die sich ungefähr im Alter von zwanzig Jahren abzeichnet, tatsächlich eine ziemlich beängstigende Frage geworden, sich vor das Problem gestellt zu sehen, das sie eingangs gestellt haben: »Was liegt daran wer spricht?« Früher bestand eine wissenschaftliche Berufung darin, selbst zu sprechen, Antwort auf grundlegende Probleme der Natur oder des mathematischen Denkens zu geben. Dies rechtfertigte die Berufung, rechtfertigte, so kann man sagen, das Leben in Selbstverleugnung und Aufopferung. In unseren Tagen ist dieses Problem sehr viel heikler, da die Wissenschaft sehr viel anonym erscheint; und tatsächlich »was liegt daran wer spricht?«, was X im Juli 1969 nicht findet, wird Y im Oktober 1969 finden. Sein Leben nun dieser geringfügigen Antizipation zu widmen, die überdies anonym bleibt, dies ist wirklich ein äußerst schwieriges Problem für den, der die Berufung verspürt, und für den, der ihn dabei unterstützt. Und ich glaube übrigens, dass dieses Beispiel wissenschaftlicher Berufung Ihre Antwort in dem von Ihnen angedeuteten Sinne etwas erhellt. Ich nehme als Beispiel Bourbaki;<sup>18</sup> ich könnte das Beispiel von Keynes nehmen, aber Bourbaki bildet ein Grenzbeispiel: Es handelt sich um ein multiples Individuum; der Name des Autors scheint sich wirklich zugunsten eines Kollektivs zu verflüchtigen, und zwar eines erneuerbaren Kollektivs, denn es sind nicht immer dieselben, die Bourbaki bilden. Gleichwohl existiert ein Autor Bourbaki, und dieser Autor Bourbaki zeigt sich in außerordentlich heftigen und ich würde sogar sagen pathetischen Diskussionen zwischen den an Bourbaki Beteiligten: vor der Veröffentlichung eines ihrer Hefte – dieser Hefte, die so objektiv erscheinen, so frei von Leidenschaften, lineare Algebra oder Mengentheorie, finden tatsächlich nächtelange Diskussionen und Kämpfe statt, um in einem grundlegenden Gedanken Übereinstimmung zu erzielen, eine Interiorisierung. Und hier ist der einzige Punkt, an dem ich mich in grundsätzlicher Nichtübereinstimmung mit Ihnen befinde, da Sie zu Beginn die Innerlichkeit eliminiert haben.

<sup>18</sup> Nicolas Bourbaki: kollektives Pseudonym einer Gruppe zeitgenössischer französischer Mathematiker, die eine Umarbeitung der Mathematik auf streng axiomatischer Grundlage in Angriff genommen haben (Henri Cartan, Claude Chevalley, Jean Dieudonné, Charles Ehresmann, André Weil u.a.).

Ich glaube, dass es den Autor nur dort gibt, wo es Innerlichkeit gibt. Und dieses Beispiel von Bourbaki, der keineswegs ein Autor im banalen Sinne ist, zeigt dies deutlich. Und indem ich dies sage, führe ich, so glaube ich, wieder ein denkendes Subjekt ein, das möglicherweise von ursprünglicher Natur ist, was aber recht klar ist für diejenigen, die wissenschaftliche Reflexion gewohnt sind. Ein sehr interessanter Artikel in *Critique* von Michel Serres' »La tradition de l'idée« verdeutlicht dies. In der Mathematik zählt nicht die Axiomatik, nicht die Kombinatorik, nicht das, was Sie diskursive Schicht nennen, es ist das denkende Innen, die Apperzeption eines Subjekts, das in der Lage ist, zu empfinden, zu integrieren, dieses innere Denken zu besitzen. Und wenn ich die Zeit dazu hätte, dann wäre das Beispiel von Keynes unter ökonomischen Gesichtspunkten noch viel frappierender. Ich schlussfolgere einfach: Ich glaube, dass Ihre Begriffe, ihre Denkinstrumente exzellent sind. Sie haben im vierten Teil auf die Fragen geantwortet, die ich mir bei den drei ersten Teilen gestellt hatte. Wo findet sich das, was den Autor charakterisiert? Nun, was den Autor ausmacht, ist einfach die Fähigkeit, das epistemologische Feld oder diese diskursive Schicht, so lauten Ihre Formulierungen, umzuarbeiten und umzuorientieren. Einen Autor gibt es in der Tat nur dort, wo man aus der Anonymität heraustritt, weil man die epistemologischen Felder umorientiert, weil man ein neues epistemologisches Feld hervorbringt, das das vorangehende modifiziert, radikal transformiert. Der schlagendste Fall ist der Einsteins: Es ist in dieser Hinsicht ein absolut erstaunliches Beispiel. Ich freue mich zu sehen, dass M. Bouligand mir zustimmt, wir sind hier absolut einer Meinung. Folglich restituiert das epistemologische Feld mit den beiden Kriterien, dem der Notwendigkeit, eine Axiomatik zu interiorisieren, und dem Kriterium des Autors als jemandem, der das epistemologische Feld umgestaltet, ein, wie ich zu behaupten wage, ziemlich machtvolles Subjekt. Was mir übrigens Ihrem Denken nicht fremd zu sein scheint.

*J. Lacan:* Ich habe die Einladung sehr spät erhalten. Beim Lesen habe ich mir im letzten Absatz das »Rückkehr zu« angestrichen. Man kehrt vielleicht zu vielen Dingen zurück, aber schließlich ist die Rückkehr zu Freud etwas, das ich in einem bestimmten Feld als eine Art Banner ergriffen habe, und da kann ich Ihnen nur danken, Sie haben voll und ganz meiner Erwartung entsprochen.

Indem Sie insbesondere in Hinblick auf Freud in Erinnerung riefen, was »Rückkehr zu« bedeutet, schien mir alles, was Sie sagten, zumindest in Bezug auf das, was ich dazu beitragen konnte, völlig zutreffend.

Zweitens möchte ich anmerken, dass es, Strukturalismus hin oder her, in dem durch dies Etikett vage umrissenen Feld nirgendwo um die Negation des Subjekts geht. Es geht um die Abhängigkeit des Subjekts, was etwas ganz anderes ist; und besonders geht es auf der Ebene der Rückkehr zu Freud um die Abhängigkeit des Subjekts von etwas wirklich Elementarem, das wir unter dem Terminus des »Signifikanten« zu isolieren versucht haben.

Drittens – ich werde meine Intervention darauf beschränken –, ich glaube nicht, dass es in irgendeinem Sinne legitim war, zu schreiben, dass die Strukturen nicht auf die Straße gehen, denn wenn es etwas gibt, das die Ereignisse des Mai zeigten, dann das Auf-die-Straße-Gehen der Strukturen: Die Tatsache, dass man dies an dem Ort selbst geschrieben hat, an dem die Strukturen auf die Straße gingen, beweist nichts anderes, als dass das, was man als Handlung bezeichnet, sehr häufig und sogar in der Mehrzahl der Fälle sich selbst missversteht.

*J. Wahl:* Uns bleibt nur noch, Michel Foucault dafür zu danken, dass er gekommen ist, gesprochen hat, zunächst seinen Vortrag geschrieben hat, auf Fragen geantwortet hat, die ihm gestellt wurden und die übrigens allesamt interessant waren. Ich danke auch den Diskussionsteilnehmern und den Zuhörern. Die Frage »Wer hört, wer spricht?« könnten wir »zu Hause« beantworten.

Übersetzt von Hermann Kocyba

Michel Foucault  
Schriften in vier Bänden  
Dits et Ecrits

Band I  
1954-1969

Herausgegeben von  
Daniel Defert und François Ewald  
unter Mitarbeit von  
Jacques Lagrange

Aus dem Französischen von  
Michael Bischoff,  
Hans-Dieter Gondek und  
Hermann Kocyba

Suhrkamp